

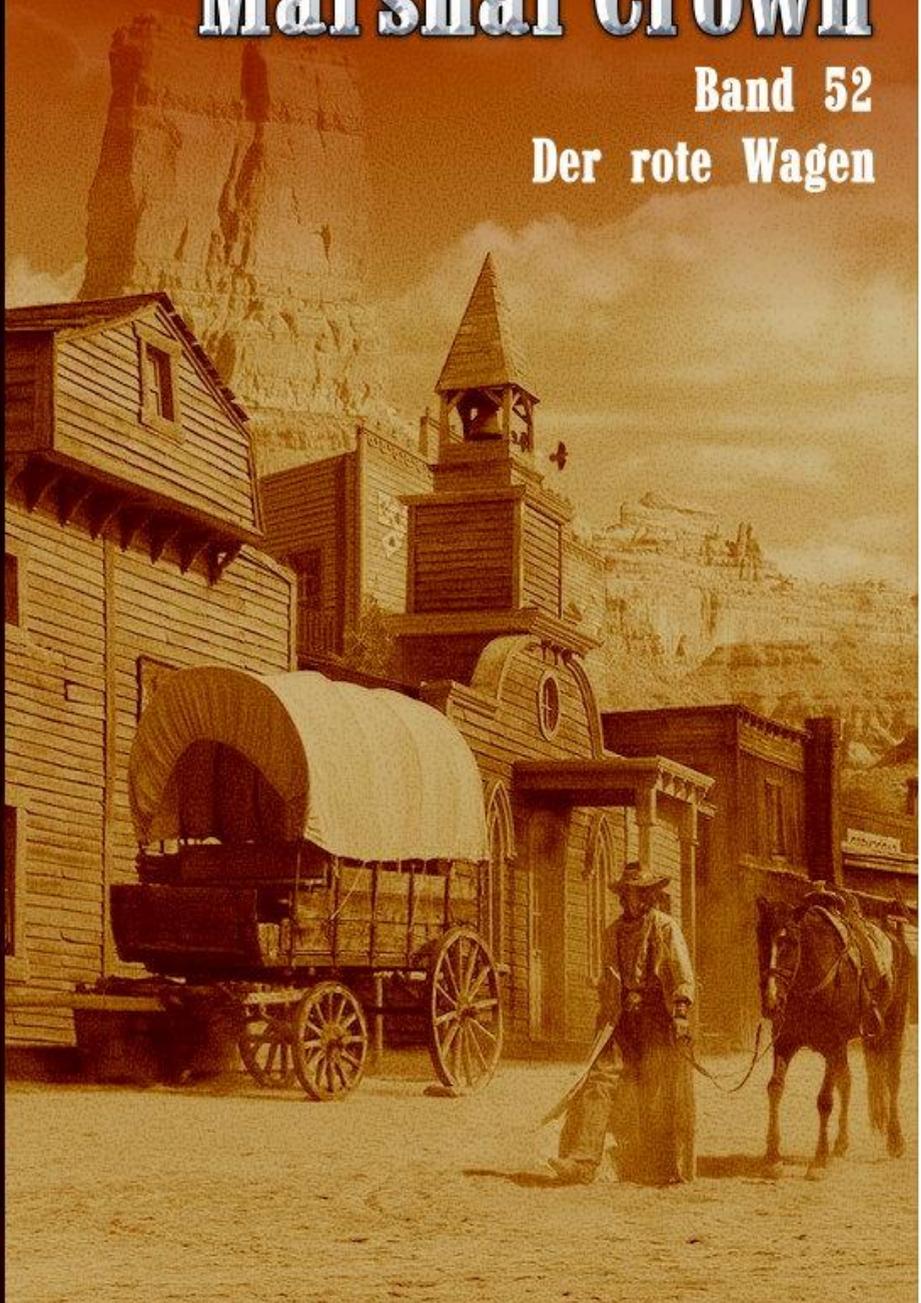


C. C. Slaterman

# Marshal Crown

Band 52

Der rote Wagen



WESTERNSERIE





C. C. Slaterman

**Marshal Crown**

**Der rote Wagen**

Western

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Cover © 2022 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2022 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

# DER ROTE WAGEN

Das blasse Licht der Morgendämmerung überzog den Nordwesten des Texas Panhandle. Der Wind strich mit einem leisen Säuseln über das Land, während hin und wieder im Osten die Klagelaute eines einsamem Coyoten zu hören waren. Als ihm irgendwann aus der Tiefe des Landes ein Artgenosse antwortete, tauchten plötzlich die Apachen auf. Sechs untersetzte, kräftig gebaute Männer mit olivfarbenen, wettergerbten Gesichtern und schmalen, dunklen Augen.

Einer von ihnen hielt ein Gewehr in der Hand, die anderen führten nur Pfeile und Bogen mit sich. In schnellem, schlurfendem Trott, der ihrem Volk so eigen war, zogen sie durch das hügelige Land, bis sie ihr Anführer, es war der Krieger mit dem Gewehr, auf einer Anhöhe mit einer knappen Handbewegung zum Stehen brachte.

Stumm deutete er nach vorne.

Die anderen nickten verstehend.

Die kleine Farm lag direkt unter ihnen am Fuße des Hügels. Ein Schuppen, ein Wohnhaus und ein kleiner Corral, in dem zwei stumpfnasige Arbeitspferde mit hängenden Köpfen umherliefen.

Leichte Beute für ein halbes Dutzend entschlossener Krieger. Auch wenn auf dem Anwesen außer den Ackergäulen offensichtlich keine anderen Pferde vorhanden waren, Proviant und vor allen Dingen Schusswaffen würde es dort mit Sicherheit geben. Der Anführer der kleinen Kriegerbande gab sich jedenfalls zuversichtlich.

»Lauft Brüder, lauft so schnell wie der Wind, wir müssen sie überraschen. Wenn wir am Haus sind, bevor sie uns se-

hen, ist der Sieg unser und ihre Waffen auch.«

Die Apachen nickten und liefen los.

In diesem Moment öffnete sich unten bei der Farm die Schuppentür und eine Frau kam heraus. Sie trug ein knöchellanges, hochgeschlossenes Leinenkleid und eine dunkle Strickjacke und zog, kaum dass sie ins Freie getreten war, fröstelnd die Schultern hoch. Die Luft war feucht und klamm und auf den Gräsern und Sträuchern lag weit nach Sonnenaufgang immer noch der Tau, obwohl das Frühjahr bereits seit Tagen ins Land gezogen war. Aber das war Sarah Wheeler gewohnt, hier, am Fuß der Berge, dauerte es immer etwas länger, bis sich der Winter endgültig verabschiedete.

Sie drehte sich um, verriegelte die Stalltür und ging dann mit raschen Schritten zum Haus hinüber. In der Rechten trug sie einen kleinen Korb, dessen Inneres mit Stroh ausgefüllt war. Darin lagen ein halbes Dutzend weiße Eier.

Sarah Wheeler sah die Apachen erst, nachdem sie etwa die Hälfte der Strecke zum Wohnhaus zurückgelegt hatte. Die Umrisse der Indianer, die im Osten eine Hügelkuppe hinab liefen, hoben sich im Licht der aufgehenden Sonne immer deutlicher vom ockerfarbenen Sandboden des Abhangs ab. Unwillkürlich begann Sarah zu rennen. Als sie erkannte, dass die Indianer direkt auf ihre Farm zuliefen, warf sie den Korb zu Boden. Die Eier fielen heraus und zerbrachen auf der harten Erde. Aber dafür hatte Sarah keinen Blick, stattdessen begann sie zu schreien.

»Apachen! Charles, um Gottes willen, hilf mir! Die Apachen kommen!«

\*

Frühnebel lag wie ein milchiger Schleier über der kleinen Siedlung. Die Luft, so kurz nach Sonnenaufgang, war noch feucht und klamm, der Wind, der von Norden her durch die Straßen wehte, unangenehm kalt. Es war Anfang April und der Winter, der in diesem Jahr scheinbar überhaupt nicht enden wollte, versuchte auch an diesem Morgen noch einmal seine Krallen zu zeigen, bevor ihn das Frühjahr endgültig zum Rückzug zwang.

Zwar war es bereits drei Wochen her, seitdem es das letzte Mal geschneit hatte, aber nachts gab es trotzdem noch stellenweise Bodenfrost und es dauerte meist bis zum späten Vormittag, bis die Sonne so viel an Kraft gewonnen hatte, dass man ohne Jacke vor die Tür gehen konnte.

»Scheiße, ist das kalt«, fluchte Town Mayor Matthew Adams und schlug fröstelnd den Kragen seiner Cordjacke hoch, kaum dass er aus seinem warmen Office herausgetreten war. »Ich kann mich nicht entsinnen, dass ich zu dieser Jahreszeit noch einmal den Ofen anheizen musste. Wollen Sie wirklich bei diesem Wetter in die Berge reiten?«

Der Mann, der neben dem Town Mayor auf dem Stepwalk stand, nickte entschieden.

»Von wollen kann keine Rede sein. Ich muss!«

Adams drehte den Kopf und ließ seine Blicke erneut über den großen, breitschultrigen Mann schweifen, der noch vor Sonnenaufgang sein Büro betreten hatte. Er hatte zwar schon des Öfteren von den US-Marshals gehört, die im Auftrag von Gouverneur Coke im Land für Recht und Gesetz sorgten, doch er hatte bisher noch nie einen von ihnen zu Gesicht bekommen.

Aber das war auch kein Wunder.

Millers Prärie war ein verschlafenes Nest im Nordosten des

Panhandels, das seinen Namen einem Siedler namens Andrew Miller verdankte, der sich hier niederließ, nachdem sein Planwagen einen Achsenbruch erlitten hatte und er und seine Familie dem Treck gen Westen nicht mehr folgen konnten. Millers Prärie hatte gerade einmal dreißig Einwohner und Adams war hier nicht nur der Town Mayor, sondern zugleich auch Marshal, Friedensrichter, Stadtschreiber und Anwalt. Das Gehalt, das er bezog, war Freibier und ein kostenloses Mittagessen im einzigen Saloon der Siedlung. Hier hielt seit zwei Jahren keine Postkutsche mehr, es gab keine Zeitung und auch keine Telegrafenerbindung. Millers Prärie lag praktisch am Arsch der Welt und den besuchte weder ein Texas Ranger noch ein US-Marshal gerne.

Inzwischen wusste Adams, das der beinahe schon legendäre Ruf dieser US-Marshals kein Zufall war. Jim Crown, der Mann, der neben ihm stand, war mindestens einen Kopf größer als er. Trotz der Ruhe und Gelassenheit, die von ihm ausgingen, wirkte er nicht behäbig. Im Gegenteil, seine Bewegungen erinnerten Adams an die eines Pumas auf Beutefang.

Crown drehte den Kopf, sein kantiges Gesicht strahlte harte Entschlossenheit aus.

»Aber nicht nur wegen dem Stern, den ich trage. Ich bin es auch den Hinterbliebenen der Opfer schuldig, die Cording ermordet hat. Bei seinem letzten Postkutschenüberfall hat er einer Frau den Kopf von den Schultern geschossen, nur weil sie sich geweigert hatte, ihm die Brosche an ihrer Bluse zu übergeben. Ihre Großmutter hatte sie ihr geschenkt. Sie war nicht einmal besonders wertvoll, sondern einfach ein Erinnerungsstück. Können Sie mir sagen, was verdammt noch mal so ein Killer wie Cording mit solch einer Brosche anfangen wollte?«

Der Town Mayor zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung,

aber ich glaube, jetzt verstehe ich Sie. Doch ich muss Sie warnen, die Berge sind so zerklüftet und verwinkelt, dass sich dort eine ganze Armee verstecken kann, ohne dass man sie sieht.«

Jim lächelte schmal. »Ich kann auf mich aufpassen, außerdem kann ich Spuren lesen und das sogar ziemlich gut, oder wie sonst hätte ich seine Fährte bis hierher verfolgen können?«

Adams hob abwehrend die Hände. »Schon gut, ich will nur nicht, das Sie nachher sagen, ich hätte Sie nicht gewarnt.«

»Keine Angst, das werde ich nicht. Aber jetzt noch einmal zurück zu meiner Frage. Sind Sie sich sicher, dass es Cording war, der heute Nacht im Mietstall ein Pferd gestohlen hat?«

Der Town Mayor nickte entschlossen. »Natürlich, ich bin ja nicht blind! Als der Stallbursche deswegen zu schreien anfang, bin ich gleich auf die Straße gelaufen. Es war zwar schon dunkel, aber drüben im Saloon brannten noch alle Lampen, und als der Kerl dort vorbeigeritten ist, konnte ich ihn im Lichtschein deutlich sehen. Es war Cording, ich kenne seine Beschreibung vom Steckbrief her. Als ich die Messernarbe in seinem Gesicht gesehen habe, wusste ich sofort, dass er der Pferdedieb war.«

»Der Kerl ist nicht dumm«, sagte Crown. »Er weiß genau, dass ihm nachts kaum jemand folgen wird. Das Risiko, in der Dunkelheit irgendwo in einen Hinterhalt zu reiten, ist einfach zu groß. Er wird also einen dementsprechenden Vorsprung besitzen, wenn ich mich nachher auf seine Fährte setze. Aber er sollte sich nicht zu früh freuen. Bei Tag komme ich bedeutend schneller vorwärts als er in der Nacht und außerdem sind mein Pferd und ich ausgeruht, während er sich irgendwann einmal hinlegen muss, um zu schlafen.«

»Mag sein«, erwiderte Adams. »Aber Sie werden sich dennoch ziemlich anstrengen müssen, um ihn zu erwischen. Mir scheint, der Kerl ist mit allen Wassern gewaschen.«

Der Town Mayor irrte sich.

Jim musste sich nicht anstrengen, um Harry Cording zu finden. Der Postkutschenräuber und Frauenmörder hatte mit seinem Pferd eine deutliche Spur auf dem sandigen Boden hinterlassen. Dennoch kam der Marshal nur langsam voran, da er, je frischer die Spur wurde, hinter jedem Baum oder Felsen, der ihm Deckung bot, erst eine Zeitlang verharnte und sich umsah, bevor er weiter ritt.

Cording war ein eiskalter Killer und ihm war alles zuzutrauen.

Jim hatte keine Lust, in einen Hinterhalt zu reiten, nur weil er es eilig hatte. Vorsichtig lenkte er seinen Buckskin auf die nahen Berge zu, deren Ausläufer fast vollständig von einem schier undurchdringlichen Dickicht aus Büschen und Dornsträuchern umgeben war.

Irgendwo dort musste sich Cording versteckt halten. Es war in diesem Teil des Landes so ziemlich die letzte Möglichkeit, sich vor fremden Blicken zu verbergen, denn die baumlose Ebene, die sich danach hinter den Felsen erstreckte, war so flach wie ein ausgewellter Teigfladen und bis zum Horizont einsehbar. Und tatsächlich, der Marshal hatte kaum die ersten Sträucher erreicht, als ihm auch schon der Rauch eines Lagerfeuers in die Nase stieg.

Jim zügelte seinen Buckskin, glitt aus dem Sattel und bewegte sich zu Fuß weiter.

Um sein Pferd musste er sich nicht kümmern. Der Buckskin war auf den Mann dressiert und würde sich so lange nicht von der Stelle rühren, an der er die Zügel hatte zu Boden fal-

len lassen, bis er zurückkam und sie wieder aufhob.

Schritt für Schritt arbeitete sich Jim langsam in den Buschgürtel hinein, immer darauf bedacht, nicht allzu nah an die Sträucher zu kommen, von denen die allermeisten fingerlange Dornen besaßen, die nur darauf warteten, einen unvorsichtigen Wanderer zu durchbohren. Die Vielzahl an kleinen Vögeln und Insekten, die aufgespießt und zum Teil schon verweset zwischen den dornenbewehrten Zweigen hingen, waren ihm Warnung genug.

Plötzlich verharrte er abrupt.

Vor ihm begann sich das Buschdickicht zu öffnen und gab den Blick auf die Felsen und auf den Eingang einer Höhle frei. Davor stand ein gesatteltes Pferd. Jim ließ sich sofort fallen und presste sich hinter dem knorrigen Wurzelwerk eines Dornenstrauchs in den weichen Boden.

Keinen Moment zu spät.

Er lag kaum auf der Erde, als sich Cording auch schon aus dem schmalen Höhleneingang schob.

Der Killer hatte sich seine Satteltaschen über die Schultern geworfen, trug in der Linken eine Deckenrolle und in der Rechten eine Spencer Rifle. Mit schnellen Schritten ging er auf sein Pferd zu, warf die Satteltaschen und die Deckenrolle auf den Pferderücken, schob das Gewehr in den Scabbard und brachte seinen linken Stiefel in den Steigbügel. Im selben Moment, in dem er die Hand um das Sattelhorn legte, um sich auf den Rücken seines Wallachs zu ziehen, richtete sich Crown hinter dem Strauch auf und spannte knackend den Hahn seines 45er Colts.

»Absteigen, Cording!«, sagte Jim mit einer Stimme, die wie knirschendes Glas klang. »Und keine Tricks, ich hab den Finger bereits am Abzug!«

Cording verkrampfte sich jäh und verharrte einen Moment lang zwischen Steigbügel und Sattel, als hätte man ihn in dieser Stellung ans Pferd genagelt. Dann drehte er langsam den Kopf und begann schmierig zu grinsen, als er erkannte, dass Crown einen Marshal-Stern trug.

»Was ist, wenn ich nicht mache, was du sagst, Sternschlepper? Willst du mir dann wie ein feiger Coyote in den Rücken schießen?«

»Warum nicht?«, erwiderte Crown kalt. »Du bekommst von mir genau dieselbe Chance, die du der Frau in der Kutsche gegeben hast, bevor du ihr von hinten eine Kugel in den Kopf geschossen hast.«

Crown sah, wie der Killer vor Wut zu zittern begann. Sein Gesicht wurde rot vor Zorn und auch die gezackte Messernarbe auf seiner Wange schien plötzlich zu glühen. Jim wusste sofort, dass Cording etwas versuchen wollte, aber er war schneller.

Bevor der Killer reagieren konnte, war er bei ihm und hämmerte ihm den Griff seines Colts auf den Schädel. Die Waffe war ein Colt Single Action Army Model 1873, mit einem geschlossenen Rahmen aus gehärtetem Schmiedeeisen und einteiligem Walnussholzgriff. Mit einem Gewicht von etwas mehr als zwei Pfund hatte das Teil eine dementsprechende Wirkung, wenn ein kräftiger Mann wie der Marshal kraftvoll damit zuschlug.

Cording stöhnte deshalb auch nur kurz und fiel dann wie ein nasser Sack zu Boden.

Als er wieder zu sich kam, lag er quer über seinem Pferd, Hände und Füße unter dem Bauch seines Wallachs zusammengebunden und den Oberkörper noch zusätzlich mit seinem Lasso auf dem Sattel fixiert. Er versuchte, den Kopf zu

heben, und wollte anfangen zu brüllen, aber dann drehte sich vor ihm Crown im Sattel um und er verstummte augenblicklich. Das versteinerte Gesicht des Marshals versprach ihm alles, nur keine Gnade.

Zum ersten Mal in seinem Leben verspürte Cording so etwas wie Angst.

\*

Sie ließen die Berge hinter sich, noch bevor die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte. Die Landschaft, die sich vor ihnen erstreckte, war so flach wie ein Brett und fast baumlos. Jim Crown hatte deshalb keine Zweifel daran, dass sie spätestens am frühen Abend in Ojo Bravo eintreffen würden.

Es war ihm auch egal, wenn es später werden sollte, Hauptsache, er musste nicht mitten in der Wildnis die Nacht an der Seite dieses rücksichtslosen Killers verbringen.

Aber dann, sie passierten gerade ein verwittertes Holzschild, das am Wegesrand stand und auf dem man lesen konnte, dass es bis Ojo Bravo noch dreißig Meilen waren, erkannte er abseits des Trails die Umrisse einer kleinen Farm.

Und danach war alles anders.

Zuerst entdeckte Jim die leblosen Körper zweier Pferde. Es waren keine Reitpferde, sondern stämmige, wuchtige Ackergäule, die man hauptsächlich vor einen Pflug oder einen Wagen spannte. Man hatte ihnen die Kehle durchgeschnitten und aus ihren Flanken Kinderkopfgröße Fleischstücke herausgeschnitten.

Er hielt an, stieg ab und näherte sich den Kadavern zu Fuß, wobei er bei jedem Schritt sorgfältig den Boden untersuchte. Schließlich hatte er keine Zweifel mehr – dies war die Tat von

Indianern. Kein Weißer wäre je auf die Idee gekommen, solche Tiere zu töten, Apachen schon. Pferde, die dafür bestimmt waren, vor einen Pflug gespannt zu werden, eigneten sich nicht dazu, um damit in einem wilden Ritt Verfolgern zu entkommen. Sie waren für die Indianer höchstens als Fleischlieferant zu gebrauchen.

»Verdammte Scheiße! Warum bindest du mich nicht los, wenn du hier rasten willst? Ich halt das langsam nicht mehr aus, mein ganzer Oberkörper ist schon taub und ich spüre allmählich auch meine Beine nicht mehr.«

Wütend drehte sich Jim auf dem Absatz um.

»Halt endlich dein Maul, denn wenn du weiter so herum-schreist, wirst du bald gar nichts mehr spüren. So, wie ich das sehe, waren hier vor Kurzem Apachen.«

Cording riss erschrocken die Augen auf und verstummte augenblicklich.

Jim, der inzwischen auf dem Boden kniete, sah an den Abdrücken der Mokassins, dass es mindestens sechs Apachen gewesen waren, welche die Pferde getötet hatten. Ihre Spuren waren ziemlich undeutlich, aber die Jahre, in denen ihm Eagleman das Lesen von Fährten beibrachte, hatten dafür gesorgt, dass man ihn so gut wie nie täuschen konnte. Auch in diesen Spuren konnte Jim lesen wie in einem Buch. Die Apachen waren von den nahen Hügeln gekommen, hatten die Farm überfallen und die Tiere gestohlen und waren dann auf ihren Spuren, die zu dem Anwesen führten, wieder zurück in die Hügel gelaufen. Ein uralter Apachen-Trick, mit dem sie ihre wahre Anzahl immer wieder verschleiern konnten.

Aber nicht bei einem Mann wie Jim Crown.

Der US-Marshal erhob sich, ging wieder zu den Pferden zu-

rück, stieg auf den Rücken seines Buckskins und folgte mit Cording im Schlepptau der Fährte der Apachen zur Farm.

»Scheiße, Mann! Warum bindest du mich dann nicht los? Was ist, wenn wir den Apachen in die Hände fallen? Ich will nicht wehrlos sterben, verstehst du!«

Jim sagte nichts, stattdessen wendete er seinen Buckskin, brachte ihn an die Seite des Pferdes, auf dem Cording lag, und beugte sich im Sattel vor. Seine Rechte griff in das Haar des Killers und riss ihm mit einem Ruck den Kopf so weit nach oben, dass er in sein Gesicht sehen konnte.

»Meinst du vielleicht, mir gefällt der Gedanke, von einem Apachen skalpiert zu werden! Also halt endlich dein Maul, oder bei Gott, sonst bring ich dich zum Schweigen und nicht die Indianer! Hast du mich verstanden?«

Ohne auf eine Antwort zu warten, wendete Jim sein Pferd, ritt langsam weiter und zügelte den Buckskin schließlich auf dem Hof des Anwesens.

»Hallo, ist da jemand? Hier ist US-Marshal Jim Crown, ich bin auf dem Weg nach Ojo Bravo.«

Niemand gab Antwort.

Als Jim aus dem Sattel stieg, die offene Haustür und den Pfeilschaft sah, der zwischen Fenster und Eingang im Holz steckte, ahnte er, was er drinnen im Haus vorfinden würde.

Und so war es dann auch.

Der Farmer lehnte am Türrahmen zur Küche. Seine Augen waren vor Entsetzen weit aufgerissen. Man hatte ihn skalpiert und den Wunden in seiner Brust nach mit einem Messer erstochen. Seine Frau lag mit dem Gesicht voraus auf dem Boden neben dem Herd. So, wie sie aussah, hatten ihr die Apachen mit Tomahawks den Schädel eingeschlagen.

Jim wusste, dass es normalerweise seine Christenpflicht ge-

wesen wäre, das Farmerehepaar anständig zu begraben, aber in diesem Fall kamen die Lebenden vor den Toten. Sie mussten zusehen, dass sie Ojo Bravo so schnell wie möglich erreichten. Den Toten war es schließlich egal, ob sie jetzt oder erst später von einem Aufgebot begraben wurden.

Jim ging nach draußen, zerschnitt die Fesseln Cordings so weit, dass er wieder aufrecht im Sattel sitzen konnte, und saß dann selber auf.

»Die Apachen streifen wahrscheinlich immer noch durch die Gegend. Wir müssen also so schnell wie möglich nach Ojo Bravo kommen. Wenn du unterwegs nur die geringsten Anstalten machst, um abzuhaufen, lasse ich dich gnadenlos zurück. Du kannst dir ja ausrechnen, wie groß deine Chancen sind, den Apachen unbewaffnet und mit gefesselten Händen zu entkommen.«

Cording sagte nichts, aber Jim sah ihm an, dass seine Angst vor den Indianern größer war als die, im Jail von Ojo Bravo zu landen.

Von ihm drohte also keine Gefahr.

Doch sie hatten Glück, sie erreichten Ojo Bravo ohne Probleme. Die Stadt entpuppte sich als eine typische texanische Rindertown, deren Aussehen von den umliegenden Weidegebieten, von Longhorns, Cowboys und Viehzüchtern geprägt war. Es gab hier hauptsächlich Saloons, Futtermittelhandlungen und Gemischtwarenläden, in denen man wahrscheinlich von der Strickwolle bis hin zum Stacheldraht alles kaufen konnte.

Inzwischen war es dunkel geworden, die meisten Bewohner der Stadt hatten Feierabend und auch für die Cowboys der umliegenden Ranches war der Arbeitstag beendet. Trotzdem war es geradezu unheimlich still in der Stadt.

Auf der Straße war kaum jemand zu sehen und auch aus den Saloons drang nur selten das Klirren von Flaschen und Gläsern oder das Grölen von Männern. Obwohl es noch längst nicht Zeit zum Schlafengehen war, brannte hinter den Fenstern der meisten Häuser kein Licht mehr und auch sonst lag eine seltsame, beklemmende Spannung über der Stadt, die man fast mit den Händen greifen konnte.

Crown lockerte instinktiv seinen Colt im Holster und ließ die Hand auf dem Kolben liegen, während er mit Cording im Schlepptau zum Büro des Town Marshals ritt.

Vor dem Gebäude angekommen stieg er aus dem Sattel, blickte sich einen Moment lang auf der Straße um und ging dann auf den Eingang zu. Dort stieß er die Tür, nachdem er zweimal geklopft und keine Antwort erhalten hatte, einfach auf und ging hinein.

Drinne saß ein kleiner, scharfgesichtiger Mann mit tiefliegenden Augen hinter einem Schreibtisch und blätterte im Licht einer Petroleumlampe gedankenversunken in einem Stapel Steckbriefe. Als Jim eintrat, ließ er die Steckbriefe fallen und hob jäh den Kopf.

»Verdammt noch mal, können Sie nicht anklopfen?«

»Hab ich bereits zwei Mal. Kann ich doch nichts dafür, wenn Sie taub sind«, bellte Crown.

Der kleine Mann lehnte sich in seinem Stuhl zurück, sodass der Stern an der Hemdbrust im Schein der Lampe aufblitzte. Die Art, wie er dabei das Gesicht verzog, ließ Jim zu dem Schluss kommen, dass er es hier mit einem miesepetrigen Zeitgenossen zu tun hatte, der nicht nur mit sich, sondern wahrscheinlich auch mit der ganzen Welt unzufrieden war.

Dass er mit seiner Einschätzung richtig lag, wusste er, als der Bursche erneut lospolterte.

»Hören Sie, Mister, ich bin Town Marshal Gus Munford. Also überlegen Sie sich, was Sie zu mir sagen, sonst buchte ich Sie ein!«

Jim schob seine hüftlange Windjacke zur Seite, sodass für Munford der Blick auf seinen Stern frei war, und deutete mit dem Daumen der Rechten auf das Abzeichen.

»Und ich bin US-Marshal Jim Crown. Es wäre besser, wenn Sie sich überlegen, was Sie sagen!«

Der Town Marshal riss die Augen ein wenig auf und seine Mundwinkel zuckten einen Moment. Dann hatte er sich wieder in der Gewalt.

»Warum haben Sie nicht gleich gesagt, wer Sie sind? Stattdessen platzen Sie hier einfach herein und reden mich schräg von der Seite an. Ich konnte ja nicht wissen, dass Sie ein Staaten-Marshal sind.«

»Das schon, aber man kann die Leute, die in Ihr Büro kommen, auch freundlicher anreden.«

»Mag sein, aber hier bin immer noch ich der Town Marshal und deshalb hat man mich gefälligst respektvoll anzureden.«

»Gus, du alter Sauertopf, wenn du weiterhin so unfreundlich zu den Leuten bist, wird man dich eines Tages nicht als Town Marshal von Ojo Bravo, sondern als den größten Miesepeter westlich des Mississippis in Erinnerung behalten.«

Munford und Crown drehten die Köpfe überrascht in Richtung Eingang. Die Stimme, die sie von dort vernommen hatten, gehörte einem zäh aussehenden Burschen mit einem wettergegerbten Gesicht und dunkelblonden Haaren, die allerdings schon von unzähligen grauen Strähnen durchzogen waren. Jim schätzte ihn auf etwa Fünfzig, vielleicht etwas weniger, aber seinem ersten Eindruck nach eher etwas mehr. Trotzdem wirkte der Mann sehr vital und wachsam.

»Verdammt Will, anklopfen gilt auch für dich! Wir sind hier schließlich nicht in irgendeinem Saloon, wo jeder ein- und ausgehen kann, wie es ihm gefällt.«

Jim kannte den Sprecher zwar nicht persönlich, aber nachdem er den Namen gehört und den silbernen Sheriffstern auf dem Hemd gesehen hatte, wusste er, dass hier William Brady vor ihm stand. Brady, der Sheriff des Oldham Countys, war weit über die Grenzen seines Bezirks hinaus ein ziemlich bekannter Mann. Er hatte nämlich die Angewohnheit, einmal im Monat mit einem rot gestrichenem Box Brake Farmwagen durch das County zu fahren und Schwerverbrecher einzusammeln, um sie nach Tascosa zu bringen und dort ins County-Gefängnis zu überstellen. Eine Praxis, die nicht ungewöhnlich war, denn gerade hier in den abgelegenen Grenzregionen zu Colorado und Neu-Mexiko gab es viele Siedlungen und auch kleinere Towns, die keine Gefängnisse hatten und Verbrecher in Ermangelung derselben oftmals nur in Hühnerställe oder stillgelegte Brunnen sperren konnte, welche die Gefangenen zu einem Ausbruch geradezu einluden.

Gefangenentransporte dieser Art waren in den dortigen Countys deshalb keine Seltenheit. William Brady war dabei der bekannteste unter den Sternträgern, die solche Transporte durchführten. Er hatte bisher als Einziger noch jeden Verbrecher auf diese Art nach Tascosa gebracht. Für Gesetzlose war das Oldham County darum inzwischen zu einem ziemlich heißen Pflaster geworden.

\*

Brady machte eine herablassende Handbewegung und wandte sich Jim zu.

»So, so, ein US-Marshal also. Aber das hätte ich mir eigentlich auch denken können, nachdem ich gesehen habe, dass da draußen Harry Cording gefesselt auf einem Pferd sitzt.«

»Sie kennen Cording?«

»Natürlich! Ich weiß schließlich, was im Land da draußen so geschieht. Was haben Sie mit ihm vor?«

»Ich würde ihn gern für eine Nacht hier im Jail unterbringen, damit ich mich noch einmal richtig ausschlafen kann, bevor ich ihn nach Tascosa bringe.«

»Warum so viel Umstände?«, blaffte Munford. »Jagen Sie diesem Frauenmörder doch einfach eine Kugel in den Schädel und die Sache hat sich erledigt. Kein Mensch wird diesem Scheißkerl eine Träne nachweinen und Sie ersparen sich einen langen Ritt und jede Menge Ärger.«

»Das kann ich nicht, das ist gegen das Gesetz.«

»Mag sein, aber das Gesetz wird Ihnen im Moment da draußen nicht helfen.«

Crown runzelte die Stirn. »Was meinen Sie damit?«

Bevor ihm der Town Marshal antworten konnte, mischte sich Brady wieder in das Gespräch ein.

»Haben Sie sich nicht drüber gewundert, warum es in der Stadt so still ist?«

»Natürlich, ich fand es schon etwas seltsam, dass es um diese Zeit in einer Rinderstadt so ruhig ist. Aber ich dachte mir, es liegt vielleicht daran, dass jemand gestorben ist, der sehr bekannt in der Stadt war.«

»Leider nein«, erwiderte Brady mit ernster Miene. »Die Mescaleros sind wieder auf dem Kriegspfad. Bis gestern Mittag sind mehr als ein Dutzend Farmerfamilien aus dem Umland in die Stadt gekommen und jede hatte mindestens einen Toten oder Verletzten zu beklagen. Es gibt kaum eine Farm oder

Postkutschenstation, die in den letzten drei Tagen nicht von den Apachen überfallen wurde.«

»So etwas Ähnliches habe ich mir fast gedacht«, murmelte Crown und senkte betroffen den Kopf.

»Was meinen Sie damit?«

»Ungefähr dreißig Meilen von hier bin ich westlich des Trails auf eine kleine Farm gestoßen. Im Eingang zur Küche lag ein skalpierter Mann, vor dem Herd eine Frau, der man den Schädel eingeschlagen hatte. Außer zwei Pflugpferden, denen man die Kehle durchgeschnitten hatte, gab es sonst kein anderes Reittier mehr auf der Farm.«

»Sagten Sie dreißig Meilen westlich von hier?«

Crown nickte stumm.

»Scheiße«, fluchte Brady bitter. »Dort liegt die Farm der Wheelers. Charles und Sarah waren friedliebende Menschen, die keiner Fliege etwas zu leide tun konnten.«

»Wie ich schon sagte«, meldete sich Munford. »Jagen Sie Cording eine Kugel in den Schädel, die Sache ist erledigt und Sie behalten Ihren Skalp.«

»Das werde ich nicht«, erwiderte Jim harsch. »Denn im Gegensatz zu anderen Menschen respektiere ich das Gesetz. Ich werde Cording deshalb nach Tascosa bringen, wo er vor ein ordentliches Gericht gestellt wird, auch wenn ich allein bin.«

»Das sind Sie nicht«, behauptete William Brady. »Ich habe da nämlich eine Idee.«

Jim legte den Kopf schief und sah den County-Sheriff fragend an.

»Und die wäre?«

»Wir beide reiten zusammen. Ich bin nach Ojo Bravo gekommen, um aus Munfords Zellen zwei Mörder abzuholen, auf die in Tascosa der Galgen wartet. Ich war gerade drüben

im Saloon, um wie immer ein paar Männer anzuheuern, die mich auf dem zehntägigen Ritt begleiten. Das County zahlt zwanzig Dollar plus Spesen. Das ist fast so viel, wie man sonst in einem ganzen Monat hier verdienen kann. Aber anscheinend hat jeder vor den Apachen die Hosen voll. Also was ist, Marshal, denken Sie nicht auch, dass die Chancen wesentlich besser stehen, wenn wir zusammen unsere Gefangenen in Tascosa abliefern?«

Jim grinste. Je länger er darüber nachdachte, umso mehr gefiel ihm der Vorschlag des Sheriffs.

»Yeah, ich denke, das haben wir. Wann brechen wir auf?«

»Morgen, wenn wir ausgeruht sind und ein ordentliches Frühstück im Bauch haben. Kommen Sie mit, in dem Hotel, wo ich abgestiegen bin, sind noch Zimmer frei. Die Preise dort sind okay und das Essen reichlich und für ein Nest wie Ojo Bravo überraschend gut. Um Ihren Gefangenen und die Pferde wird sich der Town Marshal kümmern.«

Brady drehte den Kopf zu Munford und grinste breit. »Nicht wahr, Gus?«

Für einen Moment lang hatte es den Anschein, als wollte der Town Marshal etwas sagen, aber dann sah Jim diesen bestimmten Blick in den Augen von Brady und ihm wurde klar, dass der Sheriff keinen Widerspruch dulden würde.

Er war deshalb nicht überrascht, dass Munford von nun an seltsam still blieb.

\*

Der Wagen war eine fahrbare Festung.

Das Grundgerüst bestand aus einem ehemaligen Box Brake Wagen, doch davon war inzwischen kaum noch etwas zu se-

hen. Man hatte den Aufbau des Farmwagens um etwa eineinhalb Fuß erhöht, um bei einem Angriff dahinter besser geschützt zu sein. Die Seitenwände waren mit Eisenplatten verstärkt und praktisch kugelfest und das ganze Holz des Wagens zusätzlich noch mit Kupfervitriol getränkt, damit auch Feuer nichts ausrichten konnte.

Zu beiden Seiten der Ladefläche gab es eine Sitzbank, unter der eine Eisenstange verlief. Unter den Bänken lagen mehrere zusammengerollte Ketten.

»Die werden nachher um die Eisenstange geschlungen und die beiden Enden dann mit den Handschellen verbunden, mit denen die Gefangenen gefesselt sind«, erklärte Brady, als er Jims fragenden Blick sah. »Dadurch können sie zwar aufstehen und sich etwas Bewegung verschaffen, aber das war es dann auch schon. Eine Flucht ist unmöglich, denn die Ketten bleiben dran, bis ich mein Ziel erreicht habe, selbst wenn sie essen oder schlafen.«

Jim nickte, während er den flammend rot gestrichenen Wagen weiter begutachtete.

Brady schien an alles gedacht zu haben. Am vorderen Ende des Wagens war ein großes Fass befestigt, das wahrscheinlich genug Wasser enthielt, um den Sheriff und seine Gefangenen mindestens eine Woche lang zu versorgen. Daneben gab es eine Kiste, in der Brady außer Proviant noch zwei zusätzliche Gewehre und genug Munition verstaut hatte, um damit einen Krieg zu beginnen. Es sah Decken für die kalten Nächte und eine kleine Tasche mit Verbandsmaterial.

Crown nickte zufrieden, er war schon weitaus unbequemer unterwegs gewesen.

»Na«, sagte Brady, nachdem der Marshal den Wagen in Augenschein genommen hatte. »Was halten Sie von meinem

Wägelchen?«

Jim nickte anerkennend. »Nicht schlecht, Sheriff. Ich denke, damit haben wir gute Chancen, nach Tascosa zu kommen.«

»Na, das denke ich doch auch«, erwiderte Brady grinsend.

Dann, nachdem er Jim davon überzeugt hatte, dass die Gefangenen bei Munford gut aufgehoben waren, ging er gemeinsam mit ihm in das Hotel, in dem er bereits sein Quartier aufgeschlagen hatte.

Nach einem ausgiebigen Frühstück fanden sich die beiden Sternträger bereits kurz vor Sonnenaufgang im Mietstall ein, in dem Brady den Wagen untergestellt hatte. Der Sheriff wollte die Stadt mit den Gefangenen verlassen, noch bevor die Geschäfte öffneten und die Bewohner aus ihren Häusern kamen. Jim konnte zwar verstehen, dass Brady so wenig Aufmerksamkeit wie möglich erregen wollte, aber nach den letzten Nächten unter freiem Himmel hätte er trotzdem gern noch ein Stündchen in dem bequemen Hotelbett verbracht.

»So!«, sagte Brady, als der Stallmann das Sechsergespann vor dem Wagen in Position gebracht hatte. »Solange man unsere Pferde gesattelt und sie hinten am Wagen angebunden hat, gehen wir zu Munford rüber und holen die Gefangenen ab.«

Jim nickte und folgte ihm. Kurz bevor sie das Office des Town Marshals erreicht hatten, blieb der County-Sheriff unvermittelt stehen und warf Crown einen warnenden Blick zu.

»Bevor wir die Jungs aus den Zellen holen, sollten Sie noch eines wissen. Meine Gefangenen mögen vielleicht nicht so berühmt wie ihr Frauenmörder sein, aber das heißt noch lange nicht, dass sie harmloser sind. Ich rate Ihnen von daher, die beiden nicht zu unterschätzen. Lee Welder, der ältere der bei-

den, ist nicht nur dumm, sondern auch ziemlich brutal und stark. Als er mitbekommen hatte, dass seine Frau lieber mit seinem Nachbarn vögelt als mit ihm, hat er den beiden aufgelauert, ihnen das Genick gebrochen und sie danach an seine Schweine verfüttert. Der andere heißt Juan Vásquez. Ein hitzköpfiger Mexikaner, der jedem, der ihn schräg ansieht, das Messer an die Kehle setzt. Auf sein Konto gehen inzwischen zwei Tote und ein halbes Dutzend Verletzte und das alles nur, weil sie ihn schief angesehen hatten und er sich in seiner Ehre gekränkt fühlte.«

Als Crown die beiden Verbrecher musterte, während sie zum Wagen gingen, nahm er sich vor, Bradys Warnungen nicht zu ignorieren. Welder war ein stiernackiger, grobschlächtiger Kerl mit einem brutalen Gesicht und tückisch funkelnden Augen. Seine muskelbepackten Oberarme und die breiten Schultern ließen erahnen, was für eine Kraft in dem Mann steckte. Der Mexikaner indes war das genaue Gegenteil. Er war klein, hager, ja fast dürr und so freundlich wie eine Klapperschlange, der man auf den Schwanz getreten hatte.

Brady kettete ihn auf der rechten Bank unweit des Kutschbocks an, Welder in der Mitte der linken Bank und Cording an deren hinterem Ende, sodass keiner dem anderen zu nahe kommen konnte. Als sie Ojo Bravo schließlich verließen, stand die Sonne gerade mal einen Fingerbreit über den Hügeln im Osten der kleinen Rinderstadt.

Jim lehnte sich auf dem Kutschbock zurück und genoss die Fahrt, während der Sheriff den Wagen mit dem Sechsergespann pfeifend durch das vor ihnen liegende Land lenkte.

»Die ersten beiden Tage werden noch ruhig verlaufen«, sagte Brady nach einer Weile. »Die Jungs da hinten werden sich

zurückhalten, weil wir noch zu nahe an der Stadt sind und die Indianer nicht angreifen, weil das Land so topfeben ist, dass sie schon vorher meilenweit zu sehen sind.«

»Das kann von mir aus die ganze Fahrt so bleiben.«

»Dagegen hätte ich auch nichts einzuwenden, aber leider wird sich das ändern, sobald wir den Atascosa Creek überqueren. Das Land dahinter ist wild und zerklüftet, voller Canyons, Geröllhalden und mit Dornenbusch bewachsenen Abhängen, geradezu ideal für einen Hinterhalt. Dazu kommt, dass wir mit dem Wagen in den Hügeln nicht besonders schnell vorankommen und wegen der Pferde auf jedes Wasserloch angewiesen sind. Und das wissen auch die Apachen.«

»Und einen anderen Weg gibt es nicht, schätze ich mal.«

Brady warf Jim einen kurzen Blick zu, knallte mit der Peitsche und spuckte dann zu Boden.

»Nein«, erwiderte er düster.

Der Rest der Fahrt verlief dann in Schweigen. Auch von den Gefangenen war, wie es Brady vorhergesagt hatte, kaum etwas zu hören.

Sie erreichten den Atascosa Creek schließlich ohne Zwischenfälle am Nachmittag des zweiten Tages, durchquerten den Wasserlauf noch vor der Dämmerung und schlugen ihr Lager unweit des Ufers in einer Bodensenke auf. Jim kümmerte sich um das Essen, während Brady die Pferde versorgte. Es gab Bohnen mit Speck, dazu Hartbrot und heißen Kaffee, wie bereits den Tag zuvor.

Zuerst aßen die beiden Sternträger, dann trug Brady den ersten Blechteller mit Bohnen und einen Zinnbecher mit heißem Kaffee zu den Gefangenen, indes Jim am Wagenende wartete, während er die Mündung seines Colts zwischen den Gefangenen hin und her schwenkte.

Welder, der als Erster sein Essen erhielt, grunzte nur und fiel wie ein ausgehungertes Wolf über seinen Teller her. Jim war darüber nicht verwundert, denn Brady hielt die Gefangenen in dieser Hinsicht ziemlich knapp. Für einen Klotz wie Welder war ein Teller Bohnen am Tag sicherlich nicht genug, um davon satt zu werden.

Vásquez, der Mexikaner hingegen, stellte seinen Teller auf den Boden und stierte dumpf auf das Essen, während Cording langsam und bedächtig zu essen anfang. Er kaute auf jedem Bissen mehrmals herum und schluckte ihn erst dann hinunter. Nachdem er etwa die Hälfte seiner Portion gegessen hatte, deutete er mit dem Löffelstiel auf den Mexikaner.

»Du solltest essen, solange es noch warm ist.«

Der Mexikaner hob den Kopf und starrte Cording aus funkelnden Augen an.

»Bin ich ein Schwein, das jeden Tag Bohnen frisst? Das Zeug hier kann sich Brady von mir aus in die Haare schmieren.«

»Wie du meinst«, erwiderte Cording kauend. »Aber lass dir eines gesagt sein, mit einem leeren Bauch kommt man nicht weit. Also wundere dich nicht, wenn die Apachen dich als Ersten erwischen, wenn sie uns besuchen kommen.«

»Ich bin ein Mexikaner, ich fürchte den Tod nicht. Aber wenn du meinst, dass dieser Schweinefraß gegen das Sterben hilft, dann stopf dir am besten auch noch meine Portion in dein Maul!«

Bevor Cording etwas erwidern konnte, holte der Mexikaner mit dem Fuß aus und trat gegen seinen Teller, sodass dieser in seine Richtung schlitterte.

»Hier, hoffentlich erstickst du daran!«

Cording sagte nichts, sondern bückte sich und nahm den Teller des Mexikaners vom Boden auf. Einen Moment lang

wog er ihn abschätzend in der Hand, dann warf er ihn mit einer kaum wahrnehmbaren Bewegung aus dem Handgelenk heraus dem Mexikaner an den Kopf. Der Blechteller traf Vásquez mit dem Rand an der Augenbraue, die sofort aufplatzte und zu bluten begann, indes ihm die warmen Speckbohnen über das Gesicht liefen.

Der Mexikaner sprang auf, als wäre er in ein Klapperschlangennest getreten, aber die Ketten um seine Knöchel und den Handgelenken rissen ihn jäh wieder auf die Sitzbank zurück.

»Me cago en tu puta madre!«, keuchte er hasserfüllt, während er sich das Blut und die Essensreste aus dem Gesicht wischte.

Cording lächelte kalt. »Nur, damit du es weißt, ich habe verstanden, was du gesagt hast, und deshalb hör gut zu, was ich dir jetzt sage. Wenn dich die Apachen nicht töten, werde ich es tun.«

»Schluss jetzt!«, brüllte Brady und sprang mit einem Satz auf die Gefangenen zu. »Wenn ihr nicht sofort mit dieser Scheiße aufhört, mache ich die Ketten um einen Fuß kürzer, dann wollen wir doch mal sehen, ob euch eine Nacht krumm geschlossen auf einer Holzbank nicht zur Einsicht bringt. Ich zieh das, wenn es sein muss, auch zwei oder drei Nächte durch. Essen gibt es dann natürlich auch nicht und zum Trinken nur noch einen Becher pro Tag.«

»Das kannst du nicht mit uns machen, Brady!«, protestierte Welder.

»Pah«, erwiderte der County-Sheriff abfällig. »Habt ihr eine Ahnung, was ich nicht alles machen kann.«

Dann sammelte er die Teller ein und ging, nachdem er noch einmal die Fesseln überprüft hatte, zusammen mit Crown zurück zum Lagerfeuer. Von den Gefangenen war in dieser

Nacht nichts mehr zu hören.

\*

Der Morgen danach verlief genauso schweigend wie der Abend zuvor.

Sie waren kurz vor Sonnenaufgang aufgebrochen und hatten bereits etwas mehr als fünf Meilen hinter sich gebracht, als Crown dem Sheriff urplötzlich in die Zügel fiel.

»Halten Sie an!«

»Warum?«

»Fragen Sie nicht, halten Sie einfach an«, befahl Crown.

»Was soll das?«, fragte Brady ärgerlich. »Warum soll ich jetzt hier anhalten?«

»Weil hier etwas nicht stimmt«, erwiderte Crown.

Bradys Kopf zuckte augenblicklich nach rechts und dann nach links, während er seine Blicke über das karge Land wandern ließ. Aber alles, was er sah, waren Salbeisträucher, zerklüftete Felsen und hier und da eine Gruppe Cholla-Kakteen.

»Keine Ahnung, was Sie meinen, ich sehe hier jedenfalls nichts«, sagte er schließlich schulterzuckend.

»Man sieht auch nichts, aber man riecht es«, behauptete der Marshal.

Brady nahm den Kopf hoch, witterte wie ein Jagdhund in den Wind und bekam plötzlich große Augen. Erst jetzt wurde ihm jener Geruch bewusst, der wahrscheinlich schon seit geraumer Zeit in der Luft hing. Es war der unverwechselbare Gestank von Blut, kaltem Rauch und verbranntem Fleisch.

»Das kommt von da vorne«, sagte Crown und deutete auf die Felsen, die sich etwa einhundert Yards vor ihnen abseits des Trails auftürmten.

Brady nickte und drehte den Kopf nach hinten zu den Gefangenen.

»Keinen Mucks, Männer. Da vorne hat es gebrannt und ich verwette meinen Arsch darauf, das daran die Apachen schuld sind.«

Augenblicklich entstand Unruhe unter den Gefangenen. Von der Gefahr, die von den Apachen ausging, zu wissen, war eine Sache, sie in ihrer unmittelbarer Nähe zu wissen, eine ganz andere.

»Und warum zum Teufel halten wir dann hier an? Sollten wir nicht versuchen, so schnell wie möglich nach Tascosa zu kommen?«, fragte Welden.

Die Angst in seiner Stimme, die mit jedem Wort schriller wurde, war dabei deutlich herauszuhören.

»Hier draußen überlebt man kaum, wenn man nicht weiß, was in seiner unmittelbaren Umgebung geschieht«, sagte Crown. »Wir tun also gut daran nachzusehen, was da los ist.«

»Ihr habt gehört, was der Marshal gesagt habt«, sagte Brady nach hinten. »Also haltet die Klappe und zieht die Köpfe ein.«

Dann schnalzte er mit der Zunge und trieb das Gespann mit einem Zügelruck wieder an.

Je näher sie den Felsen kamen, umso stärker wurde der Gestank von kaltem Rauch und verbranntem Fleisch. Crown verzog angewidert das Gesicht. Er kannte diesen Gestank nur zu gut. Seit er damals an der Schlacht von Bull Run teilgenommen hatte, ging ihm der metallische Geruch von Blut und von verbranntem Menschenfleisch nicht mehr aus der Nase. Er ahnte, was sie zwischen den Felsen erwartete. Er war zwar nicht unbedingt das, was man einen streng gläubigen Christen nannte, dennoch begann er im Stillen zu beten, dass diese Menschen bereits tot gewesen waren, bevor sie den Apachen

in die Hände gefallen waren.

Einen Moment später wurde Jim jäh aus seinen Gedanken gerissen. Brady hatte das Gespann so jäh zum Stehen gebracht, dass er fast vom Kutschbock gefallen wäre. Bevor er jedoch etwas sagen konnte, deutete der Sheriff stumm nach vorne.

Crowns Gesicht glich einer steinernen Maske, als er vom Kutschbock sprang und auf die Gestalt zuing, die nackt und mit dem Gesicht nach unten vor ihnen auf dem Boden lag. Er trat neben sie, schob seine Stiefelspitze unter den Bauch des Toten und drehte ihn um.

Jim wusste um die Grausamkeit der Apachen, trotzdem schockierte ihn der Anblick.

Der Mann sah entsetzlich aus.

Die Indianer hatten ihn nicht nur skalpiert, sondern ihm auch noch die Nase und die Ohren abgeschnitten.

Inzwischen war William Brady neben ihn getreten.

»Diese Schweine«, sagte er, während er bestürzt auf den Toten starrte.

Crown sagte nichts, stattdessen deutete er stumm auf die Felsen, über denen ein halbes Dutzend Geier krächzend ihre Kreise zogen.

»Meinst du, da hinten liegen noch mehr?«

Der Marshal nickte nur.

»Okay, dann sollte sich einer von uns einmal hinter den Felsen umsehen. Machst du das? Ich pass so lange auf die Gefangenen und unseren Wagen auf, nicht dass die Apachen ein Auge auf unsere Pferde werfen, denn dann sind wir aufgeschmissen.«

»Okay«, sagte Crown.

Dann zog er seinen Colt und schlich vorsichtig auf die Fel-

sen zu. Die Anzahl der Aasvögel ließ zwar darauf schließen, dass er hinter den Felsen noch mehr Tote finden würde, gleichzeitig aber ließ in ihm die Tatsache, dass die Vögel nicht niedergingen und sich mit den Leichen beschäftigten, den Verdacht aufkommen, dass es dort nicht nur Tote gab, sondern auch etwas, das lebte.

Weißer oder Apachen?

Jim kam nicht dazu, weiter darüber nachzudenken, denn inzwischen hatte er die ersten Felsen passiert und sah sich jetzt in seinen schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Zwischen den Trümmern zweier Farmwagen lagen vier weitere, skalpierte Leichen, drei Männer und eine Frau. Das Feuer, das die Wagen erfasst hatte, war erloschen und der kalte Rauch, das viele Blut und der Geruch von verbranntem Fleisch nahmen ihm fast die Luft zum Atmen.

Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte er, wie zwei der Geier unweit von ihm jetzt doch zu Boden gingen. Ihr Hunger war offensichtlich stärker als die Angst vor den Lebenden. Jim hütete sich davor, die Vögel zu verscheuchen, denn sobald sie verschreckt aufflogen, waren sie für die Apachen, wenn sie noch in der Nähe waren, das Zeichen, dass sich hier jemand umsah.

Vorsichtig, jede hastige Bewegung vermeidend, ging Jim zwischen den Trümmern der Wagen umher. Sein Blick war dabei unentwegt auf den Boden gerichtet, um aus den Spuren herauszulesen, was hier vorgefallen war.

Es war offensichtlich, dass die Apachen die Leute überfallen hatten, als diese ihr Nachtlager aufschlagen wollten. Wenn er alle Toten zusammenzählte, waren sie zu fünf, trotzdem hatten sie nicht die geringste Chance gegen die Indianer. Jims Sorgen wurden mit jedem Schritt größer.

Vor drei Tagen waren es noch sechs Apachen, die das Ehepaar Wheeler auf ihrer Farm überfallen hatten, jetzt war ihre Zahl bereits um mehr als das Doppelte angewachsen. Wie viele Krieger würden es sein, wenn sich ihre Anfangserfolge erst herumgesprochen hatten?

Er musste umkehren und Brady warnen. Es wurde Zeit, das Tempo zu verschärfen, jetzt war jede Meile wichtig, die sie näher an Tascosa heranbrachte.

Das laute Krächzen der beiden Aasvögel neben ihm, die plötzlich aufstiegen und aufgeregt davonflatterten, ließ ihn jäh verharren. Noch während er den Geiern einen fragenden Blick hinterher

schickte, hörte er seitlich von sich ein Geräusch, als wäre jemand auf einen vertrockneten Zweig getreten. Einen Augenblick später waren Schritte zu hören, die sich rasch entfernten.

Crown nahm den Colt hoch und rannte sofort in die Richtung, aus der die Geräusche erklingen waren. Er war noch keine fünf Yards weit gekommen, als er vor sich eine schmale Gestalt ausmachte, die versuchte wegzulaufen.

*Ein Späher der Apachen*, durchzuckte es Jim.

Sofort beschleunigte er seine Schritte.

Er musste unbedingt verhindern, dass der Indianer seine Stammesgenossen alarmieren konnte, denn dann war ihr aller Leben in Gefahr. Allein der Gedanke daran mobilisierte seine ganzen Kräfte. Er flog förmlich auf den Flüchtenden zu, und als er bis auf Armlänge an ihn herangekommen war, setzte er alles auf eine Karte. Er stieß sich vom Boden ab, hechtete auf ihn zu und bekam ihn an den Füßen zu fassen. Zusammen rollten sie über den Boden, während der Flüchtige unentwegt versuchte, sich aus dem Griff zu befreien und nach ihm zu treten. Aber die schmale Gestalt hatte der Urge-

walt des beinahe einhundertneunzig Pfund schweren US-Marshals nichts entgegenzusetzen.

Mit einem wütenden Knurren stemmte sich Crown auf die Knie, packte einen der Füße und verdrehte ihn so ruckartig, dass die Gestalt vor Schmerzen schrill aufschrie.

Jim ließ den Fuß los, als hätte er sich daran die Finger verbrannt. Sekundenlang herrschte zwischen ihnen eine eigentümliche Stille, bis Jim klar wurde, dass die schwächliche Gestalt mit den dunklen, schulterlangen Haaren kein Späher der Apachen war, sondern eine weiße Frau.

Sie war relativ jung, fünfundzwanzig, sechsundzwanzig, auf keinen Fall älter und sie war hübsch. Zu hübsch, wie Jim befand, weil er ganz genau wusste, wie die Männer beim Wagen reagieren würden, sobald er dort mit ihr auftauchte.

Trotz des ganzen Schmutzes und Drecks und den viel zu weiten Männerkleidern, die sie seltsamerweise trug, waren ihre wohlgeformten Rundungen nicht zu übersehen.

»Himmel noch mal«, sagte Jim schärfer, als er es eigentlich beabsichtigt hatte. »Ich hätte Sie beinahe erschossen, weil ich Sie in Ihrem Aufzug für einen Apachen gehalten habe. Wer sind Sie und warum haben Sie sich nicht als Weiße zu erkennen gegeben?«

»Was geht Sie das an?«, erwiderte die Frau mit funkelnden Augen.

*Oha, dachte Jim erstaunt und schmunzelte. Die ist nicht nur hübsch, die hat auch Haare auf den Zähnen und das nicht wenig.*

Dann wurde er wieder ernst und das Lächeln verschwand, während er mit dem Daumen auf das silberne Abzeichen deutete, das an der Brusttasche seines Hemdes prangte.

»Mein Name ist Crown, US-Marshal Jim Crown. Und als solcher geht mich das sehr wohl etwas an. County Sheriff

Brady und ich überführen nämlich gerade drei Verbrecher nach Tascosa, wo man sie vor Gericht stellen wird. Als wir die Geier am Himmel kreisen sahen, haben wir angehalten, um nachzusehen, was hier vorgefallen ist. Es hätte ja auch sein können, dass irgendwelche Komplizen der Gefangenen uns hier auflauern, um sie zu befreien.«

»Das glaube ich kaum«, erwiderte die junge Frau, die sich inzwischen aufgesetzt hatte und ihren Fuß massierte, den Crown so grob misshandelt hatte.

»Die Mescaleros sind wieder einmal auf dem Kriegspfad und dieses Mal ist es besonders schlimm. Santos, ihr neuer Führer, ist ein tollwütiger Wolf, der das Land in Blut ertränken wird, wenn die Armee nicht bald einschreitet. Kein normaler Mensch reitet momentan durch diese Gegend. Ich glaube, außer uns beiden und den Männern, die Sie begleiten, gibt es wahrscheinlich keinen lebenden Weißen mehr auf hundert Meilen in der Runde.«

»Sie scheinen ziemlich gut Bescheid zu wissen, Miss ... ?

»Baker, Carroll Baker«, erwiderte die Frau, die Jim jetzt vorwurfsvoll musterte, während sie weiterhin ihren Fuß massierte. »Und ja, ich weiß Bescheid. Deshalb bin ich auch die Einzige aus unserer Gruppe, die noch lebt.«

Einen Moment lang verstummte sie und Jim sah am Zucken ihrer Schultern und den wässrigen Augen, dass sie kurz davor war, in Tränen auszubrechen. Aber dann straffte sich ihre Gestalt wieder, sie schniefte, wischte sich über das Gesicht und versuchte aufzustehen. Stumm reichte der Marshal Carroll die Hand und half ihr dabei. Die junge Frau nickte dankbar und versuchte, nachdem sie wieder auf den Beinen war, ihren malträtierten Fuß zu belasten, was ihr auch nach ein paar vorsichtigen Trippelschritten gut gelang. Dann redete

sie weiter, offensichtlich schien Carroll zu spüren, dass sie dem Marshal noch einige Erklärungen schuldig war.

»Timothy, mein Mann, ist Arzt in Tascosa. Vor etwa einer Woche kam Mike Hawkins in unsere Praxis. Ihm gehört eine kleine Farm etwa zwei Tagesritte von hier entfernt. Seine Frau erwartete ihr erstes Kind und es gab anscheinend Komplikationen. Da sich mein Mann aber den Fuß gebrochen hatte und er deshalb keine Hausbesuche machen konnte, bin ich mit unserem Einspanner zu Hawkins Farm gefahren, um nach seiner Frau zu sehen. Als Hebamme verstehe ich mich auf diese Fälle. Aber ich kam zu spät, inzwischen hatten die Wehen eingesetzt. Mikes Frau ist dabei verblutet und auch das Kind hat es nicht überlebt. Wir hatten die beiden gerade hinterm Haus beerdigt, als Sam Stone, Mikes Nachbar, wie ein Verrückter mit seinem Wagen auf den Hof gefahren kam. Er, seine Frau und sein Bruder, die mit auf dem Wagen saßen, sahen furchtbar aus. Alle drei waren verletzt und trugen durchblutete Verbände. Als wir erfuhren, dass die Apachen ihre Farm angegriffen hatten und sie nur mit knapper Not entkommen waren, lud Mike das Notwendigste auf seinen Wagen und dann fuhren wir, so schnell wir konnten, in Richtung Tascosa. Gestern Abend dann waren unsere Pferde so erledigt, dass wir eine Rast einlegen mussten. Während die Männer die Pferde ausschirrten, ging ich zum Fluss, um Wasser zu holen, und Sams Frau kümmerte sich um das Essen. Als ich hörte, wie die Apachen angriffen, sprang ich ins Wasser und versteckte mich im Ufergebüsch. Irgendwann, als ich anfang zu frieren, bin ich dann zu unserem Lager zurück und habe nach trockenen Kleidern gesucht. Die einzigen, die mir einigermaßen passten, waren die von Mike. Ich war gerade dabei, mir die Hose zuzuknöpfen, als ich euch kommen hörte.

Dann bin ich weggelaufen. Was hätten Sie an meiner Stelle getan?«

»Keine Ahnung«, sagte Jim. »Ich weiß nur, dass wir zu den anderen zurück sollten, um so schnell wie möglich von hier zu verschwinden.«

Carroll nickte nur, dann gingen sie gemeinsam zu Brady und den anderen zurück. Sie kamen jedoch nur auf Steinwurfweite an den Wagen heran, denn plötzlich war das Repetieren eines Gewehres zu hören.

»Stopp! Keinen Schritt weiter oder es knallt!«

Jim verharrte mitten in der Bewegung, während sich Carroll zu seinem großen Erstaunen mit einem Schmunzeln in Richtung des Sprechers drehte.

»Will, du alter Brummbär, begrüßt man denn so seine Freunde?«

Einen Moment lang blieb es still, dann trat der County Sheriff hinter einem Felsen hervor und senkte sein Gewehr. Seine Stimme klang sichtlich überrascht, als er der Frau antwortete: »Carroll, um Himmels willen, was machst du denn hier?«

Verwundert zog der Marshal die Augenbrauen hoch. »Ihr kennt euch?«

»Natürlich«, sagte Brady wie selbstverständlich. »Tim, also Carrolls Mann ist Arzt in Tascosa und sie die wohl beste Krankenschwester im ganzen County. Da es mein Job leider mitbringt, dass ich dauernd mit Verletzungen und Schusswunden zu tun habe, bin ich sozusagen Dauergast in Tims Praxis. Ich kenne die beiden schon lange, aber in so einer Verkleidung habe ich Carroll noch nie gesehen. Deshalb dachte ich zuerst, dass sich da zwei Fremde an meinen Wagen heranschleichen wollen.«

Dann wandte sich Brady der Frau zu.

»Könntest du mir bitte erklären, was du in diesem Aufzug und noch dazu hier draußen, mitten in der Wildnis zu suchen hast? Weshalb bist du nicht bei deinem Mann in der Praxis?«

Nachdem Carroll auch dem Sheriff erzählt hatte, was ihr in den letzten Tagen widerfahren war, stieß Brady einen wilden Fluch aus und stierte einige Sekunden lang stumm auf den Boden.

»Du hast gesagt, ihr Anführer ist Santos?«, fragte er schließlich.

»Ja«, erwiderte Carroll. »So haben es wenigstens die Stones erzählt. Warum, kennst du ihn?«

Brady nickte düster. »Er ist zwar nicht so bekannt wie Juh oder Geronimo, aber dafür brutaler und grausamer als beide zusammen. Er hat viele Jahre lang eine Missionsschule besucht und kennt das Denken und Handeln von uns Weißen daher besser als jeder andere Apache. Das macht ihn so gefährlich. Noch ist er ein kleiner Häuptling, aber mit jedem erfolgreichen Überfall werden sich ihm mehr und mehr Krieger anschließen. Ich sag euch, es dauert nicht mehr lange und der ganze Nordwesten von Texas wird mit einem Indianerkrieg überzogen, wie wir ihn bisher noch nicht erlebt haben.«

»Das heißt, wir müssen so schnell wie möglich nach Tasco-sa, um von dort aus alle umliegenden Forts telegrafisch zu warnen«, sagte Jim.

»Yeah«, erwiderte Brady. »Aber nicht nur die Armee, sondern auch alle Siedlungen und Städte im County.«

Brady hatte kaum ausgesprochen, als er sich auch schon umdrehte und zurück zu seinem roten Wagen ging. Er lief dabei so schnell, dass Jim und Carroll Mühe hatten, ihm zu folgen. Doch so rasch sie sich auch bewegten, die nächsten Schwierigkeiten warteten bereits auf sie.

Kaum hatten sie den Wagen mit den Gefangenen erreicht, geschah genau das, was Jim vor Kurzem noch befürchtet, aber aufgrund der Gefahr eines Angriffs der Apachen bis zu diesem Moment verdrängt hatte.

Im gleichen Augenblick, in dem Carroll mit Brady vorn auf dem Kutschbock Platz genommen hatte, stieß Cording einen schrillen Pfiff aus.

»Halleluja! Das ist ja wohl der heißeste Arsch, den ich je gesehen habe. Verdammt Brady, wo hast du denn diese Zuckerpuppe aufgetrieben?«

»Halt dein ungewaschenes Maul, Cording, oder ich stopf dir jedes einzelne Wort wieder in den Rachen zurück!«

Cording lachte glucksend. »Aber, aber, Brady, warum denn gleich so böse? Jetzt sag bloß, dass dir dieser süße Arsch nicht auch gefällt. Der ist doch wie für uns Männer gemacht, oder? Ich ...«

Weiter kam der Frauenmörder nicht, denn genau in diesem Moment war Crown, der auf den Wagen gestiegen war, um die Fesseln der Gefangenen zu überprüfen, bei ihm und schmetterte ihm seine Faust mit solcher Wucht gegen das Kinn, dass sein Kopf nach hinten gerissen wurde und er von der eisenverstärkten Wagenwand gleich noch eine mitbekam.

Cording verdrehte die Augen und sackte bewusstlos in sich zusammen.

»Will sonst noch jemand seine Meinung über Misses Baker kundtun?«, fragte Jim grollend, während seine wuterfüllten Blicke zwischen den anderen beiden Gefangenen hin und her zuckten.

Juan Vásquez spuckte voller Zorn auf den Boden. »Da, wo ich herkomme, erlebt kein Mann, der so schäbig über eine Frau redet, den nächsten Sonnenuntergang. Falls Sie der

Stern an Ihrer Brust daran hindert, diesen Bastardo zu töten, müssen Sie mir einfach nur die Fesseln abnehmen und ich übernehme das gern für Sie. In meiner Anwesenheit wurde die Ehre einer Frau noch nie beschmutzt.«

Jim nickte zustimmend. Er kannte das Ehrgefühl heißblütiger Mexikaner zur Genüge, er hatte sich kurz nach dem Bürgerkrieg für mehrere Monate sein Geld als Revolvermann im Dienst der Juaristen verdient. Eine Episode seines Lebens, von der nur wenige Menschen wussten. Doch bevor er noch weiter in Erinnerungen schwelgen konnte, riss ihn die scharfe Stimme von Lee Welder wieder jäh in die Wirklichkeit zurück.

»Ich denke, damit solltet ihr beide warten, bis wir in Tascosa sind. Bis dahin brauchen wir jeden Mann. Dass die Apachen uns angreifen werden, dürfte wohl jedem von uns klar sein. Aber wenn sie erst merken, dass wir eine weiße Frau dabei haben, dann Gnade uns Gott. Ich weiß zwar, dass uns in Tascosa der Strick erwartet, aber das ist allemal besser, als den Apachen in die Hände zu fallen. Also hört auf zu streiten, wir sollten lieber zusammenhalten.«

»Endlich mal einer, der sagt, was Sache ist. Also haltet euch fest, damit ich unseren Pferdchen Beine machen kann«, sagte der County Sheriff und knallte mit der Peitsche, worauf das Sechsergespann den Wagen mit solcher Kraft anzog, dass selbst Crown Mühe hatte, auf den Beinen zu bleiben.

Rumpelnd und knarrend rollte der rote Wagen durch den Vormittag. Das Land wurde nach und nach karger und zerklüfteter, wie es William Brady prophezeit hatte. Der Atascosa Creek blieb zurück, ebenso seine grasbewachsenen Uferhänge, die immergrünen Sträucher und die zahlreichen Wildblumen. Was nun folgte, war eine zerrissene Landschaft aus

Bergen und Schluchten, in deren steile Wände Regenfälle, Wind und Sonne Tausende von Rinnen und Spalten gefressen hatten, dazu überall Felstürme, Dornensträucher und Geröllhalden, soweit das Auge reichte.

*Eine Gegend, die für einen Hinterhalt geradezu wie geschaffen war*, dachte der Marshal, je weiter sie vorankamen. Eine Ansicht, die auch Brady teilte, als er wenig später den Kopf drehte und Crown ansprach, der seit ihrer Weiterfahrt am hinteren Ende des Wagens Stellung bezogen hatte und die Gefangenen keine Minute aus den Augen ließ.

»Irgendwie gefällt mir das nicht«, sagte er. »Wir fahren jetzt schon den dritten Tag durch das Land und haben noch nicht einmal die Nasenspitze von einem Apachen zu sehen bekommen. Was glauben Sie, Marshal, sind diese Hurensöhne noch irgendwo hier in der Nähe, oder sind sie weiter nach Süden gezogen, um dort auf den abgelegenen Farmen oder einer Ranch Waffen und Pferde zu erbeuten?«

Crown zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung, für uns Weiße ist es fast unmöglich, sich in die Gedankengänge eines Apachen hineinzusetzen. Aber ich denke, es könnte nicht schaden, wenn ich mich einmal dort drüben in den Hügeln umsehe. Vielleicht wissen wir dann, woran wir sind.«

Brady nickte zufrieden. »Das genau wollte ich auch gerade vorschlagen. Die Gefangenen sind so angekettet, dass sie keinen Ärger machen können. Ich komme allein gut mit den Pferden zurecht und falls es Ärger geben sollte, habe ich immer noch Carroll an meiner Seite. Man sieht es ihr zwar nicht an, aber sie schießt besser als so mancher Mann.«

»Keine Sorge, wenn es wirklich hart auf hart kommen sollte, bin ich schließlich auch noch da«, mischte sich Vásquez in die Unterhaltung ein. »Wenn mir der Sheriff eine Waffe gibt, wer-

den die Apachen schnell merken, dass Mexikaner nicht nur schießen, sondern auch treffen können.«

»Pah«, machte Brady abfällig. »Ich werde den Teufel tun und dir eine Waffe geben, da kann ich mich ja gleich selbst erschießen.«

In den Augen des Mexikaners blitzte es kurz auf, aber er antwortete dazu nichts. Stattdessen sah er zu Crown hinüber und zuckte mit den Schultern.

»Ese Brady es un maldito tonto.« (Dieser Brady ist ein Dummkopf.)

Jim verkniff sich eine Bemerkung, er nahm sich jedoch vor, mit dem Sheriff noch einmal über das Angebot des Mexikaners zu reden. Wenn die Apachen wirklich angreifen sollten, konnte jeder zusätzliche Colt lebensrettend sein. Er kannte die Bedeutung eines mexikanischen Ehrenwortes und deshalb hielt er Vásquez von allen Gefangenen am ehesten für vertrauenswürdig. Aber er sagte nichts, noch nicht, sondern überprüfte noch einmal die Ketten der drei Verbrecher und sprang dann vom Wagen, um sich in den Sattel seines Pferdes zu schwingen.

Er löste die Zügel, mit denen er den Buckskin am hinteren Wagenende angebunden hatte, und spornte sein Pferd an, bis er auf Höhe des Kutschbocks war.

»Also, dann werde ich mich mal in den Hügeln umsehen. Bei den Gefangenen ist zwar alles in Ordnung, aber ich würde trotzdem die Augen offen halten.«

»Keine Sorge, Marshal, das machen wir.«

»Ach ja und noch etwas. Haltet nach Möglichkeit unterwegs nicht irgendwo an. Mit meinem Pferd hole ich euch jederzeit wieder ein, die Apachen aber auch. Also denkt daran, jede Meile, die wir näher nach Tascosa kommen, kann über Leben

oder Tod entscheiden.«

Jim tippte sich mit dem Zeigefinger der Rechten an die Krempe seines Texashutes, nickte Carroll Baker noch einmal aufmunternd zu und gab danach seinem Buckskin die Zügel frei.

\*

Brady wartete, bis der Marshal den Fuß der Hügel erreicht hatte, und schnalzte dann mit der Zunge, um die Gespannpferde anzutreiben. Sie hatten mit dem Wagen etwa eine halbe Meile zurückgelegt, als Brady den Kopf drehte und Carroll mit einem ernsten Blick ansah.

»Hast du eigentlich eine Waffe?«

Die junge Frau nickte. »Ja, Hawkins hat mir eine gegeben, als wir von seiner Farm geflohen sind. Sicher ist sicher hat er noch gesagt.«

Dabei griff sie in die Hosentasche ihrer viel zu weiten Hose und förderte einen stumpfnasigen Remington Pocket Colt zu Tage, dessen matte Brünierung und die zerschrammten hölzernen Griffschalen Brady aufzeigten, dass die Waffe schon seit einigen Jahren benutzt wurde. Trotzdem war er zufrieden, diese Colts galten im Allgemeinen als sehr zuverlässig.

»Sehr gut«, sagte Brady. »Ich weiß, dass du schießen kannst, trotzdem habe ich eine Bitte an dich. Wenn die Apachen angreifen, behalte immer eine Kugel für dich übrig. Ich weiß, das klingt hart, aber das, was die Apachen dir antun werden, wenn du ihnen lebend in die Hände fällst, wird ungleich härter sein. Versprichst du mir das?«

Dabei sah er der jungen Frau so lange eindringlich in die Augen, bis sie nickte, erst dann wandte er sich wieder dem

Gespann zu.

»Los, ihr elenden Schindmähren, bewegt euch oder ihr landet bei den Apachen im Kochtopf!«

Er musste nur einmal mit der Peitsche knallen und schon legten sich die Tiere derart ins Gespann, dass der Wagen zu schaukeln begann und Carroll sich mit Händen und Füßen am Kutschbock abstützen musste, um nicht herunterzufallen.

Für die nächste Stunde waren der Hufschlag des Sechsergespanns und das Rattern der Räder beinahe die einzigen Geräusche, die zu hören waren, während Brady den roten Wagen durch das zerklüftete Land lenkte. Doch die Ruhe war trügerisch. Sie hatten gerade ein kleines Kakteenwäldchen passiert, als die schrille Stimme von Harry Cording jäh die Stille durchbrach.

»Verdammt, Brady, willst du uns verrecken lassen? Du kettest uns wie Hunde an den Wagen und gibst uns kaum etwas zu essen oder zu trinken. Wenn die Apachen angreifen, schlachten sie uns ab wie Vieh. Also mach uns endlich los und gib uns unsere Waffen wieder, damit wir wenigstens wie Männer sterben können, wenn uns diese roten Heiden überrennen.«

»Den Teufel werde ich tun«, polterte Brady. »Ich setze doch mein Leben und das von Carroll und dem Marshal nicht wegen drei Verbrechern aufs Spiel. Ihr bleibt so lange gefesselt, wie ich es für richtig halte. Und jetzt Schluss damit, ich will ...«

Trommelnder Hufschlag ließ ihn jäh verstummen.

Brady sah auf.

US-Marshal Crown kam von Osten her in vollem Galopp auf sie zu. Seine Haare flatterten im Reitwind, während sein breitkrepfiger Texashut wie ein aufgeschreckter Vogel in

seinem Nacken umhertanzte. Jim hatte es nur der Hutschnur, die sich unter seinem Kinn spannte, zu verdanken, dass seine Kopfbedeckung nicht schon längst durch die Luft gewirbelt und davongeflogen war.

Crown zügelte seinen Buckskin neben dem Kutschbock und riss das Pferd herum. Mit ausgestrecktem Arm deutete er auf die nahen Hügel, deren Ausläufer sie schon seit mehreren Meilen begleiteten. Brady richtete sich unwillkürlich im Kutschbock auf und starrte über Carroll hinweg auf die zerklüfteten Hügelkuppen. Dort, zwischen schroffem Felsgestein und den verschwommenen Umrissen mannshoher Cholla-Kakteen stieg Rauch auf.

Brady fühlte, wie sein Mund plötzlich trocken wurde.

»Das ist kein Feuer, dazu passen die Abstände nicht, in denen der Rauch aufsteigt. Das sind Apachen-Signale«, kam es gepresst über seine Lippen.

Der Marshal nickte kaum merklich. »Yeah, ich habe ihre Spuren in den Hügeln entdeckt. Sie sind im Moment noch zu schwach, um einen Wagen mit fünf Männern und einer Frau angreifen zu können. Beim Überfall auf Carroll und die anderen Siedler haben sie anscheinend doch einige Verluste hinnehmen müssen. Deshalb rufen sie mit den Rauchzeichen andere umherziehende Kriegerbanden zusammen.«

Crown beugte sich seitlich im Sattel vor und wandte sich an Carroll, die neben Brady auf dem Kutschbock saß. »Wenn Sie eine Waffe besitzen, sollten Sie diese ab jetzt immer in Reichweite halten.«

Die Frau starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an.

»Werden sie uns angreifen?«

»Ja«, sagte Brady leise. »Sobald sie sich stark genug dazu fühlen. Die Pferde und unsere Waffen sind eine Beute, die

sich Santos nicht entgehen lassen wird. Ohne solche Dinge kann er seinen Kriegszug nicht fortsetzen, außerdem weiß er, dass sich ihm mit jedem weiteren Sieg über die verhassten Weißen immer mehr Krieger anschließen. Also nimm deinen Remington in die Hand und duck dich, denn bevor sie uns angreifen, werden sie uns erst mit Pfeilen eindecken.«

Ihrem Gesichtsausdruck nach schien Carroll noch einige Frage auf den Lippen zu haben, aber als sie die entschlossenen Gesichter der beiden Sternträger sah, schluckte sie diese hinunter und machte sich auf dem Kutschbock so klein wie möglich.

\*

»Drüben in den Hügeln scheint es zu brennen.«

Harry Cording verzog das Gesicht und bedachte Lee Welder mit einem abfälligen Blick. Er hatte wie alle anderen den Rauch auch schon längst ausgemacht, aber im Gegensatz zu Welder, der als einfacher Farmer so gut wie keine Erfahrung mit Indianern hatte, wusste er sehr genau, was es damit auf sich hatte.

»Da brennt es nicht, das sind Rauchsignale der Apachen, du Idiot«, erwiderte er schroff. »Langsam frage ich mich, wie du in diesem Land so alt werden konntest. Du bist ja noch dümmer als die Schweine auf deinem Acker.«

Welder sagte nichts dazu und schenkte dem Frauenmörder auch keine Beachtung. Stattdessen starrte er nur stumm zu Boden, damit niemand das heimtückische Glitzern in seinen Augen sehen konnte.

Dafür antwortete ihm Vásquez: »Wenn du so weiter machst, wirst du Tascosa mit Sicherheit nicht lebend errei-

chen. Wenn dich die Apachen nicht erwischen, Welder und ich werden es garantiert.«

Einen Moment lang hatte es den Anschein, als wollte Cording aufbrausen, aber dann sah er auf die Ketten, die seine Handgelenke einschnürten, und er fluchte nur leise.

»Ach, leckt mich doch alle ...«

Der Rest des Tages verlief in eisigem Schweigen.

Dann kam der nächste Tag und mit ihm die Apachen. Zuerst waren es nur Rauchwolken, die in unregelmäßigen Abständen gen Himmel stiegen, dann der hämmernde Takt ihrer Trommeln, der erst leise, kaum wahrnehmbar, dann immer lauter wurde und sich schließlich zu einem dröhnenden Stakkato steigerte, um kurz darauf abrupt zu enden um dann wieder zu ertönen.

Die Männer zogen danach jedes Mal in Erwartung eines Angriffs die Köpfe ein, griffen zu den Waffen, aber nichts geschah. Minuten verrannen, dann waren die Trommeln erneut zu hören.

Am späten Vormittag waren die Nerven aller bis zum Zerreißen gespannt, die Taktik der Apachen schien aufzugehen.

Der Marshal spürte deutlich, wie alle immer nervöser und gereizter wurden, die Gefangenen ebenso wie Brady und die Frau. Im Wagen und auf dem Kutschbock herrschte eine Spannung, die fast greifbar war. Nur Jim Crown ließ sich davon nicht anstecken. Die Jahre bei den Comanchen hatten ihn gelehrt, sich nicht verrückt machen zu lassen. Trotz der Situation versuchte er ruhig zu bleiben, unüberlegte Handlungen und Panik waren im Kampf gegen die Indianer noch nie gute Ratgeber.

Und dann kam, ohne jede Vorwarnung, der Angriff.

In einem Moment hatte es noch den Anschein, als wäre der

Überlandtrail nach Tascosa der friedlichste Ort der Welt. Die Sonne stand einer strahlend gelben Scheibe gleich hoch am wolkenlosen Himmel. Von den nahen Hügeln kam ein trockener Wind herunter, der das kurze Gras zu beiden Seiten des Trails sanft zu Boden drückte, und von irgendwoher waren die heulenden Balztöne von Präriehühnern zu hören.

Doch schon im nächsten Moment brach die Hölle los.

Ein Pfeilregen verdunkelte den Himmel. Mit leisem Sirren schwirrten die gefiederten Todesboten durch die Luft, klatschten gegen die mit Stahlplatten verstärkten Außenwände des Wagens und fielen, ohne Unheil anzurichten, einfach zu Boden. Es hörte sich an, als würde jemand mit aller Kraft getrocknete Bohnen in eine Pfanne werfen.

»Ha«, brüllte Brady triumphierend. »Sollen sie ruhig weiter mit Pfeilen auf uns schießen, an diesem Wagen beißen sich die roten Hunde die Zähne aus.«

Der Sheriff hatte kaum ausgeredet, als auch schon eine zweite Pfeilwolke auf den Wagen niederging. Auch diesmal prallten die Spitzen der gefiederten Geschosse wirkungslos von den hohen Wänden des Wagens ab, was der Sheriff erneut mit einem hellen Lachen quittierte.

»Ha, was habe ich gesagt?«

»An Ihrer Stelle würde ich mich nicht zu früh freuen«, erwiderte Crown, der weit über das Sattelhorn gebeugt seinen Buckskin neben den Kutschbock drängte.

»Warum?«, bellte Brady, während er den roten Wagen zielicher über den holprigen Trail lenkte.

»Darum!«, brüllte Crown gegen den Reitwind an und deutete auf die nahen Hügel zu ihrer Rechten.

Oben auf den Kuppen begannen sich nach und nach die Umrisse von Reitern abzuzeichnen. Fünf, zehn, vielleicht so-

gar zwanzig, Crown machte sich nicht die Mühe, sie zu zählen, er wusste auch so, dass sie den Indianern hoffnungslos unterlegen waren.

Fast die Hälfte von ihnen waren mit Gewehren bewaffnet. Die Wut über die Wirkungslosigkeit ihrer Pfeile musste grenzenlos sein, denn die Apachen gebärdeten sich wie die Verrückten. Fast ein Dutzend von ihnen hielt ihre Gewehre über den Köpfen und schüttelte sie drohend, während sie ihre Stammesgenossen mit wilden Schreien aufstachelten.

»Zas-tee, Zas-tee, Tötet, Tötet!«

Dann feuerte einer von ihnen seine Waffe ab und im nächsten Atemzug donnerten alle auf ihren drahtigen Pferde wie Wölfe heulend die Hügel herunter.

»Vorwärts!«, brüllte Jim Crown. »Los Brady, gib deinen Zwiebelchen die Peitsche, damit sie fliegen!«

»Keine Angst! Und wenn es hundert Apachen sind, in diesem Wagen sind wir sogar vor ihren Gewehren sicher.«

»Du Narr!«, antwortete der Marshal wütend. »Und was machen wir, wenn sie die Gespannpferde erschießen?«

Einen Moment lang blieb Brady still und schien nachzudenken, dann richtete er sich auf dem Kutschbock auf und hieb mit der Peitsche brüllend auf die Zugtiere ein. Die Pferde streckten sich und der Wagen wurde immer schneller, bis ihnen der Reitwind die Haare aus der Stirn wehte.

Dennoch kamen die Apachen immer näher.

Unten, am Fuß der Hügel angelangt, schwärmten sie aus und ritten einem breiten Fächer gleich hinter dem Wagen und hinter Crown her, der sich etwas zurückfallen hatte lassen, um ihre Flucht zu decken. Die ganze Ebene hallte wider vom Rasseln der Wagenräder, dem kehligen Kriegsgeschrei der Apachen und dem hellen Peitschen ihrer Gewehre. Das

Trommeln ihrer Pferdehufe wurde immer schneller und lauter, während sie, eingehüllt in eine riesige Staubwolke, immer näher kamen.

Es dauerte nicht lange und die ersten Pfeile und Gewehrkugeln zischten gefährlich nahe an den Zugpferden des Wagens vorbei.

Für Crown wurde es Zeit zu handeln.

Der Marshal riss seine Winchester in vollem Galopp aus dem Scabbard, drehte sich um und feuerte nach hinten auf die Mescaleros, die immer näher herankamen. Er wusste zwar, dass es so gut wie unmöglich war, von einem dahin galoppierenden Pferd aus einen Mann zu treffen, der ebenfalls auf einem solchen Tier saß, aber er wusste auch, dass er die Apachen mit seinem Gewehrfeuer wenigstens für den Moment auf Distanz halten konnte. Umso überraschter war er deshalb, als er sah, dass zwei der Kugeln aus dem halben Magazin, das er verschossen hatte, dennoch ihr Ziel gefunden hatten.

Der erste Apache, der aus der Staubwolke auftauchte, riss mit einem gellenden Schrei beide Arme in die Höhe und flog rücklings aus dem Sattel. Dann sah er, wie dem Pony des nächsten plötzlich die Vorderbeine einknickten, sich das Tier mit wirbelnden Hufen überschlug und Pferd und Reiter im nächsten Augenblick wieder in der Staubwolke verschwunden waren.

Crown konnte in dem Staub zwar kaum etwas sehen, dennoch hatte er das Gefühl, dass der schnelle Tod der beiden Krieger die anderen Apachen veranlasste, vorsichtiger zu sein. Jedenfalls kamen sie nicht näher und es wurde auch nicht mehr geschossen.

Crown drehte sich wieder um und jagte Brady und dem ro-

ten Wagen hinterher.

Der Sheriff stand breitbeinig auf dem Kutschbock und drosch mit seiner Peitsche wie wild auf die Zugtiere ein. Die Pferde streckten sich und gaben ihr Letztes. Ihre Hufe donnerten über den Boden, grünelbe Schaumfetzen flogen von den Lefzen und ihr Fell glänzte vor Schweiß.

»Lange halten die Pferde das Tempo nicht mehr durch«, brüllte Brady, als er sah, dass der Marshal inzwischen wieder neben dem Wagen her ritt. »Wir müssen irgendwo anhalten, wo sich die Tiere ausruhen können.«

Crown nickte und deutete auf mit der Rechten auf eine nahe Anhöhe. »Da hinauf!«, schrie er und zeigte auf die Felsen auf der Hügelkuppe. »Dort haben wir Deckung und die Apachen müssen den Berg hoch reiten, wenn sie uns angreifen wollen.«

Brady nickte und lenkte den schweren Wagen die Anhöhe hinauf. Die Pferde keuchten, schnaubten und knickten immer wieder mit den Vorderbeinen ein. Crown blieb fast das Herz stehen, als er sah, wie die Räder im Geröll des Felshanges versanken und sich sekundenlang auf der Stelle drehten. Umso erleichtert war er, als es Brady dennoch gelang, den Wagen auf die Kuppe der Anhöhe zu bringen. Doch das alles hatte Zeit gekostet, Zeit, die sie nicht hatten. Die Mescaleros waren inzwischen aus den Staubwolken aufgetaucht und hatten jetzt den Fuß des Hügels erreicht. Mit wilden Schreien ritten sie den Hang hinauf.

Oben auf der Kuppe zerrte Crown seine Winchester wieder aus dem Scabbard und sprang aus dem Sattel. Kaum hatten seine Füße den Boden berührt, riss er auch schon den Kolben seines Gewehres an die Wange, zielte kurz und feuerte.

Der Kopf des vordersten Reiters flog herum.

Ein gellender Schrei und der Krieger fiel aus dem Sattel. Ein zweiter presste beide Hände auf seine Brust, dann stürzte er rücklings von seinem gescheckten Pony. Im gleichen Moment war das dumpfe Belfern von Bradys großkalibrigem Colt Dragoon zu hören. Zwei weitere Apachen sanken zu Boden und dann war es vorbei.

Obwohl die Indianer keinen Steinwurf mehr von dem Wagen entfernt waren, zogen sie sich zurück. Sekunden später waren sie verschwunden, als hätte sie es nie gegeben.

\*

»Diese Schweine, diese verdammten roten Schweine!«

Crown war gerade dabei, das Magazin seiner Winchester wieder aufzuladen, als ihn das wütende Brüllen des County Sheriffs zusammenzucken ließ.

Von bösen Vorahnungen getrieben lief er mit weitausgreifenden Schritten auf Brady zu, der zusammen mit Carroll in Höhe der vorderen Wagenräder in Deckung gegangen war. Dort angekommen sah er sofort den Grund für Bradys unbändige Wut. Es war nämlich genau das eingetreten, was er insgeheim schon lange befürchtet hatte.

Das hintere rechte Gespannpferd hing mehr im Zügelwerk, als es stand. Seine Flanken zitterten und aus den Nüstern lief Blut. Blut war es auch, das anzeigte, wo die Kugeln der Apachen es getroffen hatten. Crown sah sofort, das dem Tier nicht mehr zu helfen war, und tatsächlich, kaum hatte er den Gedanken zu Ende gebracht, gab das Tier auch schon ein schrilles Wiehern von sich und krachte schwer zu Boden.

Die anderen Pferde reagierten sofort.

Der Blutgeruch und das Sterben ihres Artgenossen versetz-

te die anderen allmählich in Panik. Sie wieherten, bockten, keilten mit den Hufen aus und plötzlich setzte sich zu Crowns Entsetzen auch der Wagen in Bewegung.

»Zieh die Bremsen an, sonst rollt der Wagen gleich den Hang hinunter!«

Brady, der immer noch ungläubig auf das tote Zugpferd starrte, reagierte augenblicklich. Mit einem weiten Satz sprang er auf den Kutschbock und zog die Wagenbremsen bis zum Anschlag an. Das schwere, mit Stahlplatten verstärkte Gefährt kam sofort zum Stehen. Durch sein Gewicht trotzte er selbst den größten Anstrengungen der verbliebenen Zugpferde und rührte sich nicht vom Fleck.

Crown musste dennoch sein ganzes Pferdewissen aufbieten, das ihm sein Lehrmeister Eagleman einst beigebracht hatte, um das aufgebrachte Gespann wieder zu beruhigen.

Aber kaum war ihm das einigermaßen gelungen, begann Cording in einer Art zu schreien, dass die Tiere augenblicklich wieder die Ohren stellten und damit begannen, nervös umherzutänzeln.

»Brady!«, kreischte der Mörder mit einer Stimme die sich fast überschlug. »Binde uns endlich los, du kannst doch nicht zulassen, das wir wehrlos sind, wenn die Apachen wiederkommen. Die erschlagen uns doch wie tollwütige Hunde. Verdammst Brady, das kannst du nicht machen, wir sind doch schließlich alle Weiße und Christenmenschen!«

»Halt endlich die Schnauze!«, bellte der Sheriff. »Du machst mit deinem Geschrei noch alle Pferde verrückt.«

»Aber ich ...«

»Nichts aber, wenn du jetzt nicht gleich still bist, lass ich dich ohne Waffen und Wasser zurück, wenn wir weiterfahren. Dann kannst du meinetwegen den Apachen etwas vor-

jammern!«

Bradys Worte zeigten augenblicklich Wirkung, denn Cording verstummte jäh.

»Auch wenn der Kerl ein Arschloch ist, wir sollten uns wirklich Gedanken darüber machen, die Gefangenen zu bewaffnen«, sagte Crown, der inzwischen neben den Sheriff getreten war. »Wenn die Apachen das nächste Mal angreifen, kann jedes weitere Gewehr lebensrettend sein.«

»Glauben Sie, das die Apachen noch einmal angreifen werden?«, fragte Carroll, während sie abwechselnd erst Brady und dann Crown anblickte.

»Das denke ich nicht, wir haben ein halbes Dutzend von ihnen erschossen oder zumindest schwer verwundet. Santos wird sich hüten, uns noch einmal anzugreifen. Er weiß, dass seine Krieger nicht auf Bäumen wachsen. Er wird seine Streitmacht nicht weiter schwächen, nur um einen Wagen mit ein paar Gefangenen anzugreifen.«

»Ich fürchte, da muss ich Ihnen leider widersprechen, Sheriff«, sagte Crown düster. »Santos wird bestimmt wieder angreifen, denn jetzt geht es nicht mehr um Skalps oder unsere Waffen und Pferde, jetzt ist es eine Frage der Ehre. Er hat zu viele Krieger verloren, um aufzugeben. Seine Leute wollen Rache, wenn er jetzt nicht mehr angreift, verliert er sein Gesicht. Deshalb sollten wir vorbereitet sein und dazu gehört auch, dass wir die Gefangenen bewaffnen, sonst sind unsere Chancen, Tascosa zu erreichen, kleiner als die eines Schneeballs, den Sommer zu überleben.«

»Das kommt überhaupt nicht infrage!«, schnappte Brady. »Ich werde den Teufel tun und diese Kerle bewaffnen, da kann ich mich doch gleich selber erschießen. Das sind doch alles Verbrecher! Was glauben Sie wohl, was die machen wer-

den, sobald sie einen Colt in den Händen halten? Die schießen uns doch sofort über den Haufen.«

»Cording vielleicht«, erwiderte Crown. »Bei dem gebe ich Ihnen recht, für den würde ich meine Hand auch nicht ins Feuer legen. Aber Vásquez ist anders, wenn er uns sein Ehrenwort gibt, wird er sich auch daran halten. Sie mögen seine Begriffe von Ehre und Stolz vielleicht nicht ganz verstehen, aber ich sage Ihnen, er wird es niemals zulassen, dass eine Frau in die Hände der Apachen fällt.«

Brady kratzte sich hinterm Ohr und sagte nichts, aber der Marshal konnte deutlich sehen, wie es hinter seiner Stirn regelrecht zu arbeiten begann. Schließlich spuckte er auf den Boden, nahm den Kopf hoch und straffte die Schultern.

»Also gut, Crown. Schließen Sie ihn los und geben Sie ihm seine Waffen. Sie liegen zusammen mit dem Schlüssel für die Ketten in der Kiste unter dem Kutschbock. Aber das eine sage ich Ihnen, wenn die Sache schief geht, werde ich Sie dafür zur Verantwortung ziehen, und wenn es das Letzte ist, was ich auf dieser Welt noch tun werde.«

Der Marshal nickte grimmig und ging los.

Cording, Vásquez und Welder saßen nach vorne gebeugt auf den Bänken, wo sie Brady angekettet hatte, und stierten stumm zu Boden. Doch kaum hatte Crown den Wagen betreten, ruckten ihre Köpfe wie auf einen stummen Befehl hin fast gleichzeitig nach oben. Während Cording abfällig lächelte, wurden die Augen von Vasquez und Welder groß wie Spiegeleier, als sie den Schlüssel in der Hand des Marshals sahen.

Zielstrebig ging Crown auf den Mexikaner zu, sah ihm eindringlich in die Augen und steckte den Schlüssel in das Schloss der Ketten, mit denen er an Armen und Beinen an die Holzbank des Wagens gefesselt war.

»Ein krummes Ding und du bist ein toter Mann, auch wenn uns die Apachen dann überrennen. Aber wenn du die Chance nutzt, werden Brady und ich für dich ein Wort beim Richter einlegen. Also überlege es dir.«

Der Mexikaner nickte und sah Crown dankbar an. »Du kannst dich auf mich verlassen, Amigo. Solange ich lebe, wird kein Apache jemals seine Hand gegen eine Frau erheben.«

Crown nickte und deutete mit vorgestrecktem Kinn auf Welder. »Und was ist mit ihm, traust du ihm?«

Der Mexikaner nickte. »Yeah, er hat zwar eine Scheißangst vor den Apachen, aber er stirbt lieber mit dem Colt in der Hand, als lebend von den Indianer gefangen genommen zu werden.«

»Okay«, sagte Crown, der Welder genauso eingeschätzt hatte.

Dann wandte er sich ihm zu und sah auch ihm eindringlich in die Augen.

»Du hast gehört, was ich dem Mexikaner gesagt habe. Ich binde euch los und ihr helft uns, wenn es gegen die Apachen geht. Ich kann euch zwar nicht garantieren, dass wir das hier überleben, aber ich verspreche euch, dass ihr nicht am Galgen enden werdet, wenn wir Tascosa erreichen sollten.«

Welder streckte dem Marshal seine gefesselten Hände entgegen. »Ich bin einverstanden, das ist mehr, als ich erwarten kann.«

Im selben Augenblick, in dem Crown den Schlüssel hochnahm, um die Kettenschlösser zu öffnen, fing Cording wieder zu brüllen an. »Und was ist mit mir? He verdammt, ich will auch freigeschlossen werden. Los, Blechstern, mach meine Ketten los, oder ...«

Der Rest der Worte ging in einem heiseren Röcheln unter.

Mit einer blitzschnellen Bewegung, die keiner der anderen Männer Lee Welder aufgrund seiner untersetzten, bulligen Gestalt zugetraut hatte, fuhr der stämmige Farmer herum und packte Cording am Hals. Seine schwielige Rechte legte sich wie eine eiserne Klammer um den Kehlkopf des Frauenmörders und drückte unbarmherzig zu.

»Sei still! Sei jetzt endlich still, oder bei Gott, ich dreh dir den Hals um! Da draußen wartet eine Horde Apachen darauf, uns die Kehlen durchzuschneiden, und du hast nichts Besseres zu tun, als hier ständig herumzubrüllen. Wenn du nicht bereit bist, dich in die Gemeinschaft einzufügen, braucht die Gemeinschaft dich auch nicht. Kein Mensch wird mir also böse sein, wenn du nicht mehr da bist, und glaub mir, ich mach das gerne. Ich habe auch schon meiner Frau und ihrem Liebhaber den Kragen umgedreht, weil sie mich geärgert haben. Ich mach das also auch bei dir, denn zu verlieren habe ich eh nichts mehr. Aber vielleicht rette ich die anderen, wenn ich dafür Sorge, dass du dein Maul für immer hältst! Hast du das verstanden?«

Cording sagte nichts, aber in seinen Augen begann es zu flackern und auf seiner Stirn waren plötzlich kleine Schweißperlen zu sehen, die nicht von der Wärme der Mittagshitze herührten.

»Lass gut sein, Welder«, sagte der Marshal milde. »Wenn er nicht den Mund hält, werde ich ihn knebeln. Wir sollten jetzt lieber darüber reden, wie es weitergehen soll. Die Apachen haben nämlich eines der Gespannpferde erwischt.«

\*

Sheriff Brady hatte inzwischen mit Carroll zusammen das

tote Zugpferd ausgeschirrt und den Rest des Gespanns hinter dem Wagen in Deckung gebracht. Jim und die beiden Gefangenen kamen im selben Moment zu ihnen, als sie sich im Schatten der hohen Wagenwände niederließen, um aus ihren Feldflaschen zu trinken. Brady, der den Kopf in den Nacken gelegt und mit seinen Lippen bereits die Öffnung seiner Wasserflasche umschlossen hatte, verschluckte sich fast, als er sah, dass Vásquez und Welder keine Ketten trugen.

Er hustete kurz, spuckte das Wasser, das er noch im Mund hatte, aus und blaffte Crown wütend an.

»Was zur Hölle hat das zu bedeuten, Marshal? Sind Sie verrückt geworden! Wie kommen Sie dazu, noch einen von diesen Verbrechern von seinen Ketten zu befreien! Wollen Sie uns alle umbringen?«

»Im Gegenteil, Brady«, entgegnete Jim ruhig. »Sie werden uns helfen, lebend nach Tascosa zu kommen, wir brauchen diese Männer.«

»Einen Scheißdreck brauchen wir«, schnappte Brady giftig. »Ich habe bisher noch jeden Gefangenentransport nach Tascosa gebracht, allein und ohne Hilfe. Verlasst euch drauf, ich werde auch diesmal meine Gefangenen beim County Richter abliefern.«

»Schon möglich«, meldete sich Welder ungefragt zu Wort. »Aber da hatten Sie wahrscheinlich auch ein Gespann, das funktioniert, jetzt nicht.«

Bradys Kopf ruckte jäh herum. »Was soll das heißen?«

»Ein Gespann kann man nur als Paar handhaben. Sobald ein einzelnes Pferd mitläuft, wird es entweder nach links oder nach rechts ziehen, je nachdem, auf welcher Seite man es anspannt. Das bringt die anderen Tiere aus dem Takt und man kommt nur mühsam voran. Wenn Sie es weglassen, wird der

Wagen unweigerlich langsamer, vier Pferde sind auf die Dauer zu wenig, um diesen schweren Wagen zu ziehen. Glauben Sie mir, Sheriff, ich bin Farmer, ich kenne mich mit Wagen und Zugpferden aus.«

»Dann spann ich eben mein Pferd mit vor den Wagen, wo ist das Problem?«

»Das wird nicht funktionieren.«, behauptete Welder.

»Quatsch«, knurrte Brady.

»Sorry, aber ich fürchte, Welder hat recht«, behauptete Crown. »Ein Reitpferd lässt sich nie für längere Zeit als Zugpferd einspannen, dafür ist es körperlich gar nicht geschaffen. Zugpferde sind Kaltblüter und sie sind auch ganz anders beschlagen. Sie würden sich ihr Pferd innerhalb kürzester Zeit ruinieren.«

Brady sagte nichts, während er seine Wasserflasche wieder zuschraubte und sie dann mit dem Riemen an den Kutschbock hängte, aber das, was er dabei vor sich hin brummte, waren alles andere als Nettigkeiten.

»Was haben Sie jetzt vor?«, fragte Crown, nachdem er bemerkte, dass der Sheriff auf die Wagenpferde zuing.

»Na wieder anspannen, was denn sonst, oder sollen wir hier Wurzeln schlagen?«

»Das halte ich für keine so gute Idee«, wandte Jim ein.

»Was soll denn das jetzt wieder heißen?«

»Als wir auf der Flucht vor den Apachen den Berg hier heraufgedonnert sind, haben wir die Pferde ziemlich hart ran genommen. Wenn wir ihnen jetzt keine längere Ruhepause geben und stattdessen in der größten Mittagshitze weiterfahren, gebe ich Ihnen Brief und Siegel, dass es nicht lange dauern wird, bis die Pferde kurz vor einem Zusammenbruch ste-

hen.«

»Was schlagen Sie also vor?«

»Wir ruhen uns alle aus, bis es kühler wird. Die Apachen machen es nämlich genauso«, sagte Crown und deutete auf die nahen Hügel, zwischen denen Rauch aufstieg.

Dass es diesmal keine Rauchzeichen, sondern der Qualm von Campfeuern waren, konnte jeder von ihnen erkennen.

»Gut«, sagte Brady daraufhin und zeigte auf Welder und den Mexikaner. »Dann können wir die beiden ja wieder anketten.«

»Einen von ihnen«, widersprach Crown. »Der andere sollte zusammen mit einem von uns beiden Wache schieben. Wir können nicht ewig wach bleiben und ich möchte es nicht riskieren, dass uns irgendwann die Augen zufallen, während sie sich auf dem Wagen ausruhen. Wenn immer einer von ihnen mit einem von uns Wache hält, können auch wir abwechselnd etwas schlafen.«

»Das ist okay. Wer soll die erste Wache übernehmen?«

»Wenn Sie nichts dagegen haben, würde ich mich gerne etwas hinlegen. Ich bin die letzten drei Wochen kaum aus dem Sattel gekommen«, erwiderte Jim.

Der Sheriff nickte. »Alles klar, dann werden Welder und ich das übernehmen. Ketten Sie den Mexikaner dann an, bevor Sie sich hinlegen.«

Jim nickte, machte, was der Sheriff gesagt hatte, und legte sich danach aufs Ohr. Es dauerte keine fünf Minuten, dann war er auch schon eingeschlafen.

Brady hingegen bezog bei den Pferden Stellung, nachdem er Welder ein Gewehr übergeben und ihn angewiesen hatte, jene Seite des Hügelhangs zu beobachten, von wo aus sie die Apachen angegriffen hatten. Er wusste sehr wohl, das Welder

bei einem Angriff weitaus in größerer Gefahr schwebte als er, denn um ihn auf der abgewandten Seite des Wagens anzugreifen, mussten die Apachen erst den ganzen Hügel umreiten. Außerdem wandte ihm der Farmer dadurch von seinem Posten aus ständig den Rücken zu und er konnte jede seiner Bewegungen genauestens beobachten.

Im Gegensatz zu dem Marshal traute er den Gefangenen nicht über den Weg und deshalb hatte er auch bis auf zwei Patronen alle anderen aus dem Karabiner entfernt, bevor er ihn Welder übergab. Zwei Kugeln waren seiner Meinung nach genug, um die anderen zu warnen, wenn die Indianer wieder angriffen, aber zu wenig, um den Marshal, Carroll und ihn außer Gefecht zu setzen. Brady wusste, dass Crown sein Treiben missfallen würde, aber er hatte verdammt noch mal keine Lust, sich von diesen Verbrechern überrumpeln zu lassen.

Mit einem abfälligen Grinsen registrierte er, dass Welder seine Aufgabe tatsächlich ernst nahm, dann setzte er sich auf den Boden und machte es sich bequem, während er überlegte, wie sie den Apachen am besten entkommen konnten.

Er war gedanklich damit so beschäftigt, dass er gar nicht merkte, wie es langsam zu dämmern begann.

Er schreckte erst hoch, als er sah, wie Welder aufsprang und auf ihn zukam. Instinktiv nahm er das Gewehr hoch und richtete den Lauf auf den Farmer.

»Was ist los, irgendetwas nicht in Ordnung?«

»Nein«, erwiderte Welder. »Aber den Lichtverhältnissen nach müsste unsere Wache zu Ende sein. Wir sollten den Marshal langsam wecken.«

»Ich mach das schon, bleiben Sie so lange noch hier«, sagte Brady und wollte sich auf den Weg zu Crown machen, um

ihn zu wecken. Aber er kam zu spät, denn das hatten bereits die Apachen übernommen. Ihre schrillen Gesänge, die plötzlich von den nahen Hügeln zu ihnen herüberschallten, hätten auch einen Toten wieder auf die Beine gebracht.

\*

»Was für eine Teufelei haben diese roten Hunde denn jetzt schon wieder vor?«

Crown hob den Kopf und lauschte einen Moment lang in die Dämmerung hinein, bevor er dem County Sheriff eine Antwort gab. »Keine, solange sie singen, werden sie uns nicht angreifen.«

»Und wie lange geht das?«

Crown zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung, es hört sich an, als würden sie ihre gefallenen Krieger betrauern. Danach werden sie wahrscheinlich ihre Götter um Beistand bitten und beraten, bevor sie wieder angreifen. Wenn wir Glück haben, dauert das bis morgen früh, wenn wir Pech haben, eine halbe Stunde.«

Brady verzog das Gesicht. »Toll! Und jetzt?«

»Spannen Sie die Pferde an und halten sich Sie sich bereit. Der Lautstärke des Gesangs nach haben sich dort in den Hügeln fast alle Apachen versammelt. Sie werden wahrscheinlich nur ein oder zwei Wachen zurückgelassen haben, die uns beobachten sollen. Ich werde versuchen, sie unschädlich zu machen. Danach fahren wir mit dem Wagen, so leise es geht, den Hügel hinunter und versuchen bis Sonnenaufgang so schnell und so viele Meilen wie möglich zwischen die Apachen und uns zu bringen. Je näher wir Tascosa kommen, umso größer ist die Chance, dass man in der Stadt oder auf

den umliegenden Siedlungen auf uns aufmerksam wird.«

»Alles schön und gut, aber was machen wir, wenn die Wachen der Apachen Sie erwischen?«

»Dann sollten Sie anfangen zu beten«, sagte Crown ernst.

Dann wandte er sich ab und ging am Wagen entlang nach vorne, wo Carroll Baker sichtlich angespannt auf dem Kutschbock saß. Die Rechte hatte sich um den Griff ihres Remington gepresst, ihr Gesicht war bleich und ihre Lippen zitterten.

»Ich werde versuchen, die Wachen der Indianer auszuschalten, solange ihre Hauptmacht drüben in den Hügeln singt und sich beratschlagt. Danach werden wir versuchen, so schnell wie möglich von hier zu verschwinden. Wenn es uns gelingt, in die Nähe von Tascosa zu kommen, sind wir gerettet. So nahe an der Stadt werden die Apachen nicht riskieren uns anzugreifen. Wenn ich aber nicht zurückkomme, dann möchte ich, dass sie meinen Buckskin nehmen und zusammen mit Brady wie der Teufel nach Tascosa reiten.«

»Und was ist mit dem Wagen und den anderen?«, fragte Carroll, nachdem sie Jim eine Weile schweigend gemustert hatte.

»Auf die wartet der Galgen, die drei sind allesamt Mörder. Überlassen Sie ihnen die Gewehre, den Wagen und die Zugpferde, alles andere liegt dann in Gottes Hand. Ich weiß, es klingt hart, aber sie als Frau und Brady als Gesetzeshüter gehen vor.«

Als Jim sah, dass die Frau ihm daraufhin etwas sagen wollte, wandte er sich jäh ab und ging zu seinem Pferd zurück. Dort zog er seine Stiefel aus und hängte sie ans Sattelhorn. Für das, was er jetzt vorhatte, waren hochhackige Reitstiefel nicht das geeignete Schuhwerk. Die Apachen würden das

Knirschen seiner Ledersohlen auf dem sandigen Boden bereits hören, noch bevor sie ihn sahen.

Crown überprüfte noch einmal seinen Colt, dann lockerte er sein Bowiemesser, das in einer Lederscheide am Gürtel steckte, und Sekunden später hatte ihn das halbdunkle Licht der immer rascher hereinbrechenden Dämmerung verschluckt.

Schnell und fast geräuschlos schlich Jim den Hang hinab, jeden noch so kleinen Strauch, Felsbrocken oder Kakteens-trunk als Deckung benutzend. Am Fuß des Hangs angelangt kniete er sich hinter einen Felsen und blickte mehrmals nach allen Seiten wie ein Puma auf Beutefang. Aber da war nichts, er konnte nirgendwo eine Bewegung ausmachen. Er bemerkte nur, wie der schrille Gesang der Apachen immer lauter wurde.

Doch dann hörte er noch etwas anderes, einen kurzen, leisen, pfeifenden Laut, der sich irgendwie unheimlich anhörte.

*Was zum Teufel war das!*, durchzuckte es Jim.

Seine Jahre bei den Comanchen hatten nicht nur seine Sinne für Land und Leute geschärft, er konnte auch die Zeichen der Natur deuten. Doch so sehr er sich auch anstrengte, er konnte diesen Ton nicht einordnen. Das war kein Vogel, weder Spottdrossel, Wüstenbussard oder Bergregenpfeifer, das war überhaupt kein Tier, das er kannte, und er kannte fast alles, was in Texas krechtete und fleuchte. Bevor er aber weiter darüber nachdenken konnte, erklang dieser pfeifende Laut wieder, diesmal schon etwas näher.

Jim warf sich hinter dem Felsen sofort auf den Boden und versuchte sich so klein wie möglich zu machen. Wie richtig seine Entscheidung war, wurde ihm bereits im nächsten Augenblick bewusst.

Er lag kaum auf der Erde, als er spürte, wie nicht weit von ihm entfernt sich etwas auf ihn zubewegte. Als er vorsichtig den Kopf hob, sah er keine zehn Schritte vor sich die gedrungene Gestalt eines Apachen.

Der Indianer, dessen Rechte sich um einen Schädelbrecher krampfte, hatte den Kopf erhoben und witterte einem Raubtier gleich in die Luft.

Crown richtete sich vorsichtig auf und zog seinen Colt aus dem Holster, währenddessen der Apache immer näher kam. Eine dunkle Ahnung von Gefahr veranlasste Jim, den Hammer seines 45ers zu spannen.

Keine Sekunde zu spät.

Wie aus dem Nichts flog der Apache plötzlich auf ihn zu, blitzschnell und fast lautlos. Crown reagierte sofort. Er wusste genau, dass ein einziger Schuss genügen würde, um die ganze Apachen-Bande anzulocken. Er riss deshalb den Arm hoch und donnerte dem Indianer den harten Walnussholzgriff seines 45ers gegen die Schläfe. Der Indianer gab einen dumpfen Laut von sich und fiel wie ein nasser Sack zu Boden. Doch damit war die Gefahr, in der sich der Marshal befand, noch nicht vorüber.

Wieder ertönte der seltsame, pfeifende Laut, doch diesmal aus der anderen Richtung, von links. Jim hatte gerade noch Zeit sich umzudrehen, dann griff ihn auch schon der nächste Apache an. Jim sah das Messer in seiner Hand blitzen und steckte, ohne lange zu überlegen, den Colt wieder zurück ins Holster und griff seinerseits zum Messer.

Mit einer Waffe, mit der er nicht schießen konnte, ohne das Leben aller anderen zu gefährden, war er einem mit einem Messer bewaffneten Indianer im Nahkampf hoffnungslos unterlegen. Mehr Zeit, um sich weiter den Kopf darüber zu zer-

brechen, hatte er nicht mehr, denn inzwischen war der Apache heran. Doch im Gegensatz zu seinem Stammesbruder griff dieser Jim nicht einfach blindlings an, sondern begann ihn, als seine erste Messerattacke ins Leere ging, wachsam zu umkreisen. Immer wieder stieß er mit dem Messer zu, um die Stärken und Schwächen des Marshals herauszufinden. Geräusche umkreisten sich die beiden Männer schweigend. Außer dem Knirschen ihrer Schritte auf dem sandigen Boden und ihrem schweren Atem war nichts zu hören.

Dann stieß der Apache unvermittelt zu.

Jim parierte.

Die Klängen klirrten gegeneinander. Jeder der beiden Männer versuchte den Messerarm des anderen

nach unten zu drücken. Als der Apache merkte, dass Jim stärker war, versuchte er ihm das Knie in den Unterleib zu rammen. Aber der Marshal war auf der Hut. Im selben Moment, in dem er das Knie des Apachen hochzucken sah, schmetterte er ihm seine Linke ans Kinn. Der Apache taumelte stöhnend zurück. Anscheinend wurde ihm dabei bewusst, dass er Jim nicht so einfach bezwingen konnte, denn er öffnete den Mund zu einem Schrei, um die anderen Apachen zu warnen.

Jim blieb keine andere Wahl.

Er konnte den Krieger nicht schonen, ohne das Leben der Menschen beim Wagen zu gefährden. Er sprang vor und stieß dem Apache die Klinge seines Messers ins Herz. Der Indianer war sofort tot.

Keuchend blieb Jim einen Moment lang stehen und lauschte angestrengt in die Dämmerung hinein. Doch die beiden Apachen waren anscheinend die Einzigen, die den Wagen beobachtet hatten.

Um ihn herum war alles still, auch die seltsamen, pfeifenden Laute, mit denen sich die Indianer offensichtlich verständigt hatten, waren jetzt nicht mehr zu hören.

Jim drehte sich daraufhin abrupt um und lief den Hang hoch.

»Alles auf den Wagen, wir fahren los, sofort!«, keuchte er, kaum dass er bei den anderen angekommen war.

»Und was ist mit den Wachen der Apachen?«, wollte Brady wissen.

»Es gibt keine Wachen mehr«, erwiderte Jim knapp und lief zielstrebig auf sein Pferd zu. Dort angekommen zog er seine Stiefel wieder an und schwang sich in den Sattel seines Buckskins.

»Was ist, worauf warten Sie?«, sagte er nach einem kurzen Blick in das verblüffte Gesicht des County Sheriffs, der immer noch keine Anstalten machte, den Wagen wieder in Bewegung zu setzen.

\*

Mit Einbruch der Dunkelheit wagten sie sich den Hügel hinunter, auf dem sie sich vor den Angriffen der Apachen verschanzt hatten. Sie zerschnitten die Pferdedecken und banden sie um die Hufe der Gespannferde, damit der Hufschlag gedämpft wurde, und umwickelten sämtliche Metallteile des Zuggeschirrs. Brady hatte sich zwar lange dagegen gesträubt, aber schließlich hatte sich Jim mit Unterstützung von Carroll doch durchgesetzt und so saß jetzt Lee Welder zusammen mit der Frau auf dem Kutschbock.

Der Farmer hatte einfach die größere Erfahrung, was den Umgang mit Gespannpferden betraf. Der Marshal und Brady

ritten auf ihren Pferden an den Seiten des Wagens und deckten ihre Flanken, während Vásquez am Wagenende mit einem Gewehr ihren Rücken sicherte. Nur Cording war in ihr Tun nicht eingebunden. Als der Mörder lautstark verlangte, ebenfalls losgebunden und bewaffnet zu werden, verpasste ihm Brady kurzerhand einen Knebel und schloss ihm die Hände so eng an die Eisenstange unter seiner Bank, dass er ihn allein nicht entfernen konnte.

Cordings Augen funkelten zwar mörderisch und sein Gesicht war vor Wut verzerrt, aber das beachtete niemand von den anderen. Cording ein Gewehr in die Hand zu drücken war einfach zu gefährlich.

Sie zogen schnell den Hang hinab und hinaus auf die stille Ebene, indes sich die Dunkelheit wie ein schwarzes Tuch über das Land legte. Von Zeit zu Zeit warfen Crown und Brady einen Blick zurück über die Schulter. Inzwischen war der Mond aufgegangen und überzog die Hügelketten mit seinem silbernen Licht. Erleichtert stellt Jim fest, dass sich hinter ihnen auf den Hügelkuppen nichts bewegte und auch die hell lodernden Feuer aus dem Apachen-Lager nur noch schwachen glimmten. Ein Zeichen, dass die Indianer schliefen.

Aber er ahnte, dass die Ruhe trügerisch war.

Die beiden Apachen, die er ausgeschaltet hatte, standen garantiert nicht ewiglich Wache. Irgendwann würde man sie ablösen und dann würde die Hölle losbrechen. Er konnte nur hoffen, dass sie bis dahin so viele Meilen wie möglich zwischen sich und die Indianer gebracht hatten und sie irgendeine Siedlung oder eine Farm erreichten, bevor sie die Indianer einholten.

Der dumpfe Hufschlag eines herankommenden Pferdes riss Crown aus seinen Gedanken. Er hob den Kopf und sah, wie

Sheriff Brady von der anderen Seite des Wagens aus auf ihn zukam.

»Es ist gleich Mitternacht und wir sind seit fast vier Stunden unterwegs. So langsam brauchen die Pferde wieder eine Pause. Auch wenn Welder ein Ass auf dem Bock ist, man merkt, dass er mit Wagengespannen umgehen kann, sind die Pferde trotzdem mit ihrer Kraft langsam am Ende. Welder hatte recht, vier Zugpferde sind zu wenig für den schweren Wagen.«

»Ich weiß«, sagte Jim Crown voller Sorge. »Ich weiß aber auch, dass die Apachen spätestens jetzt die beiden Wachen, die ich ausgeschaltet habe, ablösen werden. Was glauben sie wohl, wie lange es danach dauern wird, bis sie wie der Teufel hinter uns her sind?«

Brady hatte den Kopf gesenkt.

Je länger Crown mit ihm sprach, desto düsterer wurde sein Gesicht.

»Daran habe ich auch schon gedacht. Was schlagen Sie also vor?«

»Was denken Sie, wie weit sind wir noch von der nächsten Siedlung oder einer Ranch entfernt?«, fragte der Marshal, anstatt dem Sheriff auf seine Frage zu antworten.

Brady zuckte mit den Schultern. »Na ja, hier in der Nähe gibt es zwar eine Postkutschenstation, aber die ist schon seit zwei Jahren verlassen, seit die Kutsche nicht mehr Millers Prärie anfährt. Ist ja auch kein Wunder, eine Linie zu einem Kaff mit gerade mal dreißig Seelen kann nicht kostendeckend sein. Dann ist da noch Samuel Rosenbaums Farm, aber die liegt mindestens noch drei Tagesritte von hier entfernt, wobei es nicht sicher ist, ob ihm die Apachen nicht auch schon einen Besuch abgestattet haben. Seine Anwesen liegt nämlich ziem-

lich einsam. Warum fragen Sie?«

»Meiner Meinung nach bleiben uns nur noch zwei Möglichkeiten, um heil aus dieser ganzen Sache herauszukommen. Entweder wir bleiben beim Wagen und halten die Stellung, da er ja kugelfest und gegen Feuer geschützt ist und warten, bis die Apachen aufgeben oder Hilfe kommt, oder wir lassen den Wagen zurück und versuchen, mit den Gespannpferden zu entkommen.«

Brady wiegte unschlüssig den Kopf. Er wusste genauso wie Crown, dass beide Möglichkeiten sowohl Vorteile wie auch Risiken besaßen. Doch keiner von beiden musste lange überlegen, denn die Entscheidung, wie sie ihre Flucht fortsetzten, wurde ihnen von Carroll Baker abgenommen.

»Jesus«, krächzte die Frau, nachdem sie einen kurzen Blick über die Schulter geworfen hatte. »Die Apachen!«

Mit einem raschen Zügelruck brachte Jim sein Pferd zum Stehen und drehte sich im Sattel zurück. Mondschein hatte die hinter ihnen liegenden Hügelkuppen überzogen und dadurch war es wahrnehmbar heller geworden. Der Mond stand inzwischen fast senkrecht am Himmel und überzog das Land mit seinem blassen, aber klaren Licht. Die Hügel wirkten dadurch näher und deshalb waren auch die vielen Reiter, die rasch auf sie zukamen, deutlich zu sehen. Instinktiv legte sich Jims Rechte um den Kolben seines Colts.

»Holy Shit«, krächzte William Brady, der sein Pferd neben ihm zügelte. Dann drehte er den Kopf in Richtung Kutschbock. »Welder, wie lange halten die Tiere noch durch?«

»Zwei Meilen, vielleicht noch drei, warum?«

»Dann nehmen Sie die Peitsche, wir müssen noch fünf Meilen schaffen.«

»Warum?«, fragte Crown.

»Weil die alte Postkutschenstation, von der ich Ihnen erzählt habe, noch etwa fünf Meilen von hier entfernt liegt. Dort könnten wir uns mit dem Wagen verschanzen, denn dort gibt es auch Wasser.«

»Worauf warten wir dann noch!«, brüllte Welder, richtete sich im Kutschbock auf und ließ die Peitsche auf den Rücken der Zugtiere klatschen.

Crown und Brady folgten dem Wagen, so schnell sie konnten.

Welder stand fast aufrecht auf dem Kutschbock, knallte mit der Peitsche und tobte und brüllte wie ein Verrückter, um das Gespann zu Höchstleistungen anzuspornen. Die Hufe der Tiere trommelten über das Land. Die Zugpferde schnaubten und schäumten, der Wagen schlingerte und drohte mehrmals umzukippen, derweil die Apachen langsam, aber unaufhaltsam immer näher kamen.

Minutenlang waren das Knallen der Peitsche, das Rattern der Wagenräder und das Stampfen der Pferde, das sich mit dem Kriegsgeschrei der Apachen und dem Knattern der Gewehre vermischt hatte, die einzigen Geräusche, die in der Nacht zu hören waren.

Als sich die Umrisse der alten Poststation vor ihnen abzeichneten, waren die Apachen keine zweihundert Yards mehr hinter ihnen. Welder drosch mit der Peitsche auf das Gespann ein, Carroll kreischte neben ihm auf dem Bock wie eine Furie und die anderen feuerten, bis die Läufe ihrer Waffen glühten.

Und sie schafften es!

Sie erreichten die alte Station, brachten sich in Stellung und schossen aus der gesicherten Deckung des Wagens heraus wie auf dem Schießstand auf die im Pulk anreitenden India-

ner. Die vier Gewehre der Männer und Carrolls Colt krachten gleichzeitig wie eine einzige Waffe.

Einmal, zweimal, dreimal.

Bevor die Apachen wussten, wie ihnen geschah, klatschten mehr als ein Dutzend Kugeln in ihre Reihen. Mehrere Ponys aus der vordersten Linie krachten beinahe gleichzeitig in einem Durcheinander aus wirbelnden Hufen und aus dem Sattel stürzender Reiter zu Boden. Der Angriff geriet augenblicklich ins Stocken und während die nachfolgenden Apachen in vollem Galopp in das wilde Gemenge aus gestürzten Pferden und brüllenden Reitern hineinritten, klatschte eine weitere Salve in den Pulk.

Damit war der Angriff vorbei.

Die Indianer fluteten zurück und stoben mit wildem Geheul nach allen Richtungen davon.

Mit fliegenden Fingern lud Crown seine Winchester nach, während er zusah, wie sich die Indianer außerhalb der Schussweite vor der Poststation neu formierten.

»Alle noch am Leben?«, zischte Jim.

Der Sheriff, Carroll und Welder bejahten seine Frage sofort, nur vom Wageninnern kam keine Antwort. Das hatte nicht unbedingt etwas zu bedeuten, Cording konnte durch seinen Knebel nicht antworten und Vásquez war vielleicht auch gerade mit Nachladen beschäftigt, trotzdem verspürte der Marshal plötzlich ein ungutes Gefühl in der Magengegend.

Mit der Winchester in der Hand hastete er auf das Ende des Wagens zu, öffnete die Tür in der hinteren Bordwand und schwang sich auf die Ladefläche. Zu seiner Erleichterung war aber dort scheinbar alles in Ordnung. Vasquez lehnte an der Wagenwand und starrte zu den Apachen hinüber, das Gewehr neben sich am Boden. Dass sich Cording in seinen Fes-

seln aufbäumte und wie ein Verrückter an den Ketten zerrte, war ihm klar. Welcher Mann blieb schon ruhig, wenn er hilflos wie ein Säugling gefesselt war, während ihm die Kugeln angreifender Apachen um die Ohren flogen. Er wurde erst stutzig, als Cording ständig etwas schrie, was durch den Knebel nicht mehr als ein unverständliches Krächzen war, und wie ein Wilder mit vorgerecktem Kinn immer wieder in Vásquez' Richtung deutete. Als sich der Mexikaner dennoch nicht zu ihnen umdrehte, ging Jim langsam auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die Schultern und nickte aufmunternd.

»Was ist mit dir? Alles okay, Vásquez?«, sagte er, doch der Mexikaner reagierte immer noch nicht.

Stattdessen gab sein Körper unter Crowns Berührung plötzlich nach, rutschte zur Seite und fiel mit einem dumpfen Laut auf die Ladefläche. Jim hatte das Gefühl, als würde sich eine eiskalte Hand um sein Herz legen, als er auf das kreisrunde Loch in der Stirn des Mexikaners starrte, aus dem dunkles Blut sickerte. Einen Augenblick stand Crown wie erstarrt, dann wirbelte er herum und rannte zu den anderen.

\*

»Und jetzt?«, fragte Brady nervös, während Carroll und Welder betroffen zu Boden blickten.

»Jetzt sollten wir auch Cording losbinden und ihm ein Gewehr geben.«

»Was?«, sagte Brady und rollte förmlich mit den Augen. »Sind Sie verrückt geworden? Sie wollen diesem Hurensohn eine Waffe geben? Da können wir uns ja alle gleich selbst erschießen. Nein, das kommt überhaupt nicht infrage!«

»Sie verdammter Sturkopf«, sagte Crown. Es klang schärfer,

als er es eigentlich beabsichtigt hatte.

»Wenn die Apachen das nächste Mal angreifen und merken, dass wir einen Gewehrschützen weniger haben, wissen sie, dass es einen von uns erwischt hat und der Wagen nicht kugelfest ist. Danach werden sie erst Ruhe geben, wenn wir alle erledigt sind. Und das sind wir auch, denn ohne Cording können wir den Wagen nicht nach allen Seiten hin verteidigen und gleichzeitig unsere Pferde beschützen. Außerdem glaube ich kaum, dass er gegen uns etwas unternehmen wird, sobald er ein Gewehr in den Händen hält. Dazu ist seine Angst vor den Indianern viel zu groß. Denken Sie nur an die beiden anderen, Welder und Vásquez hatten schnell begriffen, dass sie nur eine Chance haben zu überleben, wenn sie gemeinsam mit uns gegen die Apachen kämpfen.«

»Der Marshal hat recht«, sagte Carroll Baker. »Außerdem sind wir zu viert gegen einen, wenn er so dumm ist, etwas zu versuchen. Denn dass Welder ihm hilft, glaube ich nicht, nachdem er jetzt weiß, dass ihm der Galgen erspart bleibt, wenn wir das hier gemeinsam durchstehen.«

Brady spuckte ungehalten zu Boden. »Von mir aus«, maulte er schließlich.

Es klang, als würde ein bockiges Kind endlich das tun, was ihm seine Mutter aufgetragen hatte.

Er zog seinen Waffengurt, der ihm im Eifer des Kampfes etwas verrutscht war, zurecht und stapfte auf das Ende des Wagens zu.

Sein grobes Gesicht war ausdruckslos und hart wie Stein, als er Cording die Ketten abnahm und ihm ein Gewehr in die Hand drückte.

»Wenn es nach mir gegangen wäre, würdest du immer noch hier sitzen, aber der Marshal glaubt daran, dass du uns helfen

wirst, wenn die Apachen wieder angreifen. Aber was auch geschieht, denk immer daran, dass ich dir nicht traue. Ich werde dich ständig im Auge behalten und glaub mir, nur eine dumme Bewegung und ich jag dir eine Kugel in den Schädel, verstanden?«

Cording sagte nichts dazu, stattdessen überprüfte er das Gewehr und hantierte damit, um ein Gefühl für die Waffe zu bekommen. Der Sheriff sah ihm dabei kurz zu und forderte ihn dann auf mitzukommen. Ohne auf eine Antwort zu warten, stiefelte Brady los. Cording fluchte zwar kurz, aber er folgte ihm. Als sie zu den anderen kamen, nickte ihnen Jim zu und befahl alle auf ihre angewiesenen Positionen.

Welder musterte ihn dabei skeptisch. »Glauben Sie wirklich, die Apachen greifen uns um diese Zeit an? Ich dachte, wenn es dunkel ist, kämpfen die Indianer nicht, jedenfalls habe ich das schon öfters gehört.«

Brady lachte gallig. »Da hast du falsch gehört, Welder. Mag sein, dass manche Indianer nachts nicht kämpfen, Apachen aber schon, denn das sind keine normalen Indianer. Das sind Teufel!«

»Ja«, sagte Cording. »In diesem Land wird es erst Frieden geben, wenn alle Indianer entweder tot oder gefangen sind.«

Jim sagte nichts dazu, die Jahre bei den Comanchen hatten ihn eine andere Sicht der Dinge gelehrt. Nicht der Indianer war schuld an dem nicht enden wollenden Konflikt zwischen der roten und seiner Rasse, sondern größtenteils die sogenannten zivilisierten Weißen selbst.

Aber angesichts der Situation und der Herkunft und Denkweise der meisten Beteiligten verzichtete Jim auf einen Kommentar, er hätte seiner Meinung nach damit sowieso nur noch weitere Schwierigkeiten heraufbeschworen.

Er hatte auch gar keine Zeit mehr, sich über dieses Thema den Kopf zu zerbrechen, denn sie lagen kaum in Deckung, als dumpfer Hufschlag durch die Nacht drang.

»Die Apachen kommen!«, brüllte Jim noch, dann jagten die Indianer auch schon aus der Dunkelheit heraus auf sie zu.

Grell bemalte Gestalten auf kleinen, drahtigen Ponys, die schnell wie der Wind schießend und schreiend am Wagen vorbeiritten, um wieder in das Dunkel der Nacht einzutau-chen, bevor die Weißen ihre Gewehre auf sie richten konnten.

»Ein Scheinangriff«, murmelte Jim, kaum dass der letzte der Apachen von der Dunkelheit verschluckt wurde.

Dann hörte er hinter sich das Wiehern von Pferden und Cor-dings lästerliche Flüche und sofort war ihm klar, was dieser Scheinangriff zu bedeuten hatte. Bevor er und Brady sich aus ihrer Deckung unter dem Wagen aufrichten konnten, krach-ten hinter ihnen Schüsse. Als sie Cording erreichten, konnten sie nur noch mit ansehen, wie die Apachen ihre Wagenpferde davon trieben.

Brady riss das Gewehr an die Wange und feuerte in hilfloser Wut auf die Fliehenden, aber die Apachen bewegten sich mit ihren wendigen Ponys so schnell, dass seine Kugeln die Indi-aner allesamt verfehlten.

Zornig bis in die Stiefel hinein wandte sich der Sheriff Cor-ding zu. »Du gottverdammter Hurensohn! Für was haben wir dich losgeschickt, die Pferde zu bewachen? Hast du geschla-fen oder bist du blind, dass du die Indianer nicht gesehen hast?«

Bevor Cording etwas erwidern konnte, polterte Brady wei-ter, seinem Gesichtsausdruck nach war er dabei kurz davor zu explodieren.

»Ist dir eigentlich klar, dass wir jetzt dank dir bis zum Hals

in der Scheiße stecken? Wenn uns hier niemand zu Hilfe kommt, sind wir endgültig am Arsch! Geht das in deinen dummen Schädel rein?«

Crown trat auf den Marshal zu und schüttelte den Kopf. »Das ist unfair, Brady. Cording kann nichts dafür, selbst ich habe nicht gehört, wie die Apachen die Pferde stahlen, und ich lebte immerhin einige Jahre bei den Indianern.«

»Da hören Sie es, Sheriff«, erwiderte Cording und wandte sich dem Marshal zu. »Außerdem haben die Apachen nicht alle Pferde gestohlen, ich konnte sie davon abhalten, ihren Wallach und den Buckskin des Marshals auch noch mitzunehmen.«

»Er hat recht, Sheriff«, sagte Crown, nachdem er kurz zu den beiden Pferden gesehen hatte, die immer noch vor dem hinteren Wagenrad standen, an dem man sie nach dem Erreichen der Poststation angebunden hatte.

Dann wandte er sich wieder Cording zu, aber da war es bereits zu spät.

Er sah noch das heimtückische Funkeln in den Augen des Frauenmörders, dann hatte Cording auch schon sein Gewehr auf sie beide gerichtet und ließ den Lauf zwischen ihm und dem Sheriff hin und herwandern. Jim hätte sich für die Nachlässigkeit, in Gegenwart des bewaffneten Frauenmörders die Waffe zu senken, ohrfeigen können. Egal, aus was für einer Situation heraus es auch erfolgte, und egal, dass es Brady ebenfalls getan hatte.

Es war ein unverzeihlicher Fehler und hier draußen in der Wildnis konnte man sich keinen Fehler erlauben, wenn man überleben wollte. Sie hatten nicht die geringste Chance gegen Cording. Er hatte sein Gewehr bereits im Anschlag. Bis sie ihre Waffen hochnahmen, hatte er sie längst erschossen.

Und das wusste Cording auch, Jim sah es an seinem triumphierenden Grinsen.

»Tja Männer, tut mir leid, aber das Hemd ist mir nun mal näher als die Hose. Es ist ganz einfach. Wir sind zu viert, besitzen aber nur zwei Pferde. Da ich keine Lust habe, von den Apachen massakriert zu werden, nehme ich die Tiere an mich. Mit diesen zwei Prachtexemplaren unter dem Sattel habe ich alle Chancen, diesen roten Teufeln zu entkommen. Also lasst die Waffen fallen und tretet einen Schritt zurück. Eine falsche Bewegung dabei und ich schieße.«

»Cording«, stieß Jim hasserfüllt hervor. »Du verdammter Scheißkerl! Du kannst doch Carroll nicht den Apachen überlassen.«

»Kann ich doch«, sagte Cording mit einem kalten Lächeln. »Wenn die Apachen über euch herfallen, werden sie sich wahrscheinlich zuerst eine Weile mit der Frau beschäftigen, was meinen Vorsprung noch weiter vergrößern wird. Aber jetzt genug geredet, tretet zurück, damit ich zu den Pferden kann, oder ihr seid tot, noch bevor die Apachen hier sind.«

Wie um seine Worte zu unterstreichen, spannte Cording den Abzug seiner Winchester.

»Los jetzt, abschnallen!«

Zähneknirschend kamen die beiden Sternträger Cordings Aufforderung nach und mussten in hilfloser Wut mitansehen, wie sich der Mörder ihre Colts in den Gürtel steckte und die Zügel der Pferde löste.

»Keine Angst, ich werde euch nicht vergessen. Sobald ich in Tascosa bin, zünde ich in der Kirche eine Kerze für euch an«, sagte Cording, schob das Gewehr in den Sattelschuh und schwang sich lachend auf den Rücken von Bradys Wallach.

»Steig aus dem Sattel, Cording, oder es knallt!«

Wie auf ein geheimes Kommando hin ruckten die Köpfe der drei Männer fast gleichzeitig nach rechts. Die Augen des Frauenmörders wurden so groß wie Spiegeleier, als er Lee Welder erkannte, der keine drei Schritte vor ihm stand und zornbebend mit einem Gewehr genau auf seinen Kopf zielte.

»Was soll das, Welder, bist du verrückt geworden? Auf dich wartet doch genauso der Galgen wie auf mich. Warum stellst du dich auf die Seite der Sternschlepper? Los Mann, komm mit mir, mit diesen Pferden sind wir längst über alle Berge, bis die Apachen kommen.«

Welder war indessen langsam näher gekommen. Er drückte Harry Cording die Mündung des Gewehres gegen den Bauch. Sein kantiges Gesicht glich jetzt einer steinernen Maske.

Er zog Cordings Gewehr aus dem Scabbard und warf es zu Boden, genauso wie die Revolver von Brady und Crown, die sich der Frauenmörder in den Gürtel gesteckt hatte.

»Du gottverdammter Hurensohn, hast du denn überhaupt keine Ehre mehr im Leib? Du willst tatsächlich zulassen, dass eine weiße Frau in die Hände der Apachen fällt? Mein Gott, wie tief kann man nur sinken!«

»Aber Lee, das kannst du doch nicht machen. Wenn du dich jetzt gegen mich stellst, haben wir keine Chance mehr, das Ganze zu überleben. Du kannst doch nicht ...«

»Hätte die Frau eine Chance, wenn du sie hier zurücklässt? Nein, also halt dein Maul und steig jetzt ab, oder ich jag dir auf der Stelle eine Kugel in deinen dreckigen Balg.«

Mit fahrigen Bewegungen glitt Cording aus dem Sattel.

Welder grunzte zufrieden und langte nach den Zügeln von Bradys Wallach. In diesem Moment wirbelte Cording herum. Verrückt vor Angst warf er sich auf den Farmer, trotz des Gewehrs in dessen Händen. Aber er kam nicht weit. Er streckte seine Hände vor, wollte Welder an die Kehle gehen und erhielt einen Hieb mit dem Gewehrkolben, der ihn rücklings zu Boden fliegen ließ.

Jim zögerte keine Sekunde, hechtete nach vorne und griff nach seinem Colt. Er packte die Waffe, wirbelte einmal um die eigene Achse und kam dann sofort auf die Knie, während der Lauf seines 45ers bereits auf Cording zeigte.

»Das Spiel ist aus, du Hurensohn!«, zischte der Marshal.

»Nicht schießen, bitte nicht schießen, ich ergebe mich ja«, kreischte Cording weinerlich, während er sich wieder aufrappelte.

Angewidert spuckte Jim zu Boden. »Keine Angst, das werde ich nicht. Für dich ist selbst eine Kugel zu schade.«

Der Marshal konnte angesichts der jämmerlichen Vorstellung Cordings nur noch den Kopf schütteln. Mit einer raschen Bewegung fasste er nach hinten, wo in Höhe der Nieren seine Handschellen an einer Schlaufe des Gürtels baumelten. Wütend stapfte er auf Cording zu, riss ihm die Arme mehr als unsanft auf den Rücken und legte ihm die stählernen Fesseln an.

»Los, auf den Wagen!«, knurrte er gereizt und verpasste dem Verbrecher mit der Rechten einen Stoß in den Rücken, als ihn unvermittelt ein keuchendes Stöhnen den Kopf wenden ließ. Gleichzeitig gellten ihm Carrolls schrille Schreie in den Ohren.

Aus weit aufgerissenen Augen sah er ungläubig mit an, wie Lee Welder sein Gewehr fallen ließ, sich vorbeugte und mit

beiden Händen den Pfeilschaft umklammerte, der in Höhe des Herzens plötzlich aus seinem Körper ragte.

Welder hob den Kopf und starrte ihn an. Seine Augen waren unnatürlich weit aufgerissen, Blut sickerte aus seinen Mundwinkeln.

»Passen Sie auf die Frau auf«, sagte er noch, dann fiel er zu Boden, zuckte noch einmal mit den Beinen und lag danach still.

Crown wirbelte herum, rief nach Carroll und Brady, machte sich bereit zu kämpfen und erstarrte wieder. Ratlos blickte er in die Runde.

Was war jetzt geschehen?

Kein Kriegsschrei war zu hören, kein trommelnder Hufschlag, kein Apache griff an, stattdessen hatte sich eine geradezu unnatürliche Stille über das Land gelegt. Aber nur für die Dauer zweier Herzschläge, dann waren plötzlich Geräusche zu hören, die er nur allzu gut kannte.

Keuchend drehte Jim sich um. Es dauerte keine Sekunde, bis er das dumpfe Krachen mehrerer Speer Karabiner vernahm, das Stampfen von Pferdehufen, das Brüllen von Befehlen. Dann schälten sich auch schon die Umrisse einer großen Kavalleriepatrouille aus der Dunkelheit und nur wenig später zügelte ein Lieutenant in dunkelblauer Uniform sein Pferd keine zehn Schritte vor Crown und hob die rechte Hand zum Gruß.

»Lieutenant Robert Manfield, 14. Kavallerieregiment aus Fort Bascom. Ich schätze mal, wir sind gerade noch rechtzeitig gekommen. Wir verfolgen die Apachen schon seit zwei Wochen.«

Jim sagte nichts, aber der Stein, der ihn in diesem Moment vom Herzen fiel, war bestimmt bis nach Kanada zu hören.

\*

Bitterkeit erfüllte Jim Crown, als er sich Tage darauf von Tascosa aus auf den Weg nach Hause machte. Auch wenn Vasquez und Welder Mörder waren, sie hatten es nicht verdient, so zu sterben.

Sie hatten sich in den letzten Tagen ihres Lebens als aufrichtig erwiesen, es verdient, eine zweite Chance zu bekommen. Er konnte nichts mehr tun, als zu veranlassen, dass die beiden ein ehrenvolles Begräbnis auf dem Friedhof von Tascosa bekamen. Ganz im Gegensatz zu Cording, der schrie wie ein waidwundes Tier und schluchzte und den man mit vier Mann zum Galgen zerren musste.

Für ihn war eigentlich sogar der Strick zu schade.

ENDE

Die Abenteuer von Marshal Crown gehen weiter.

Band 53 trägt den Titel

*Hütet euch vor Mary Ann*

Eigentlich begann alles ganz harmlos. Mary Ann war zum Kaffeeklatsch in das Haus des Frauenvereins von Austin eingeladen, als sie zum Buffet ging, um sich ein zweites Stück Kuchen zu holen. Dabei blickte sie zufällig aus dem Fenster und sah, wie ein dürrer Junge mexikanischer oder indianischer Abstammung in den Mülltonnen hinter dem Haus wühlte. Mary Ann, die um die Armut dieser Bevölkerungsgruppen wusste, machte sich keine weiteren Gedanken darüber und hatte die Szene am anderen Tag bereits wieder vergessen.

Zwei Tage später jedoch sah sie den Jungen wieder, diesmal allerdings als Leiche, und als sie erkannte, dass man den Jungen regelrecht zu Tode geprügelt hatte, begann sie sich für seine Herkunft und sein Schicksal zu interessieren.

Sie ahnte nicht, dass sie mit ihren Nachforschungen in ein Wespennest stechen würde, aber die Mörder des Jungen ahnten auch nicht, dass es nicht gut war, sich mit Mary Ann anzulegen.

*Hütet euch vor Mary Ann*

demnächst hier im Geisterspiegel

